
725d
B734
$B 64 571
C 54478


SIGILLVM·VNIVERSITATIS·CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



GRUNDZÜGE DES SYSTEMS

DER

ARTIKULIERTEN PHONETIK

ZUR REVISION

DER PRINZIPIEN DER SPRACHWISSENSCHAFT

VON

KARL BORINSKI

VIVA VOX — ET SIGNIFICABILIS . .



STUTTGART

G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG

1891

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Meinem Vater

in Liebe und Dankbarkeit.

Vorwort.

Die nachstehenden Ausführungen sind einigen der näheren Fachgenossen des Verfassers von einem Vortrage her bekannt, den er in diesem Frühjahr vor der Vereinigung der sprachvergleichenden und germanisch-romanischen Sektion des 41. Philologentages in München gehalten hat. Ich gebe sie hier unverändert, mit einer sich auf das Allernotwendigste beschränkenden Einleitung und wenigen kleinen Erweiterungen, die nach dem Ergebnisse der an den Vortrag geknüpften öffentlichen und privaten Diskussion wünschenswert erschienen. Wenn ich ausserdem wagte, in den beigegebenen Anmerkungen einige Tropfen aus dem Meere der hier zu Grunde liegenden Einzeluntersuchungen beizubringen, so glaubte ich im Sinne derer zu verfahren, denen der Zugang zur höheren Theorie und den Problemen selber auf allen Gebieten nur an der Hand der Einzelfragen möglich scheint. Ist doch der Weg der Mitteilung, den ich hier einschlage, auch nur ein sehr partieller und abgekürzter Richtsteig durch die ausgedehnten und vielgestaltigen Forschungsgebiete einer fünfjährigen angestrengten und konzentrierten Thätigkeit, deren Resultate, soweit sie die psychologischen und erkenntnistheoretischen Voruntersuchungen, sowie das zunächst sich vorlagernde breite musikalische Terrain (einschliesslich der allgemeinsamen dynamischen und metrischen Partieen) betreffen, abgeschlossen vor mir liegen.

Es sind jedoch nicht äussere Umstände, die mich bestimmten grade mit dem sprachlichen Teile, als dem einem

grösseren Publikum merkwürdigsten und in gewissem Sinne wirklich dem letzten Ziele solcher Forschungen, zunächst hervorzutreten. Ueber die eigenartigen, man darf wohl sagen kritischen Verhältnisse der gegenwärtigen Sprachforschung verbreitet sich die Abhandlung selbst. Nur eines darf ich hier wohl hinzusetzen. Die Schrift soll kein „Programm" sein; am wenigsten ein gegen die sogenannten Junggrammatiker gewendetes. Es ist ein grosses Verdienst dieser Richtung, durch rücksichtlose, zugespitzte Hervorkehrung ihrer methodischen Grundfragen die Sprachwissenschaft gleichsam vor ein Paroli gedrängt zu haben, bei dem sich endgültig entscheiden musste, ob sie in den Geleisen einer zufälligen Antiquitätenwissenschaft beharren oder den durch die Entwicklung der allgemeinen namentlich aber der Naturwissenschaft gebotenen Fortschritt zur Konsolidierung ihrer Prinzipien mitmachen wolle. Wenn sich hier nun nachgerade Manches anders ausnehmen sollte, als jene überaus regsamen und kundigen Sprachforscher im ersten Ansturm voraussetzten, so kommt dies weder auf Rechnung ihrer Einsicht noch ihrer Sorgfalt, sondern lediglich auf das Konto des zeitlichen Standes der den Generationen gestellten wissenschaftlichen Aufgabe, die heute erlaubt, ja fordert, was vor einem Menschenalter unmöglich, ja zwecklos erschienen wäre.

Die Grenzen, in denen sich hier alles halten musste, mögen Form und Inhalt bei allen selbständig Forschenden, die Ueberblick und Gestaltungsurteil besitzen, rechtfertigen. Im übrigen bitte ich zu bedenken, dass einen Weg finden und einen Weg ausbauen sehr verschiedene Dinge sind. Ich bilde mir keineswegs ein, dass die rauhen und mitunter steilen Pfade, die ich mir gebahnt, bereits eine breite, behagliche Chaussee für Kompendienlastwagen darstellen und bin weit entfernt, jede materielle Stütze, jede terminologische Wendung, die sich mir vorläufig darbot, so und nicht anders für alle Zeit zu vertreten. Aber dass der Weg der richtige und vor allem der nunmehr gebotene ist, dass ich die Ziele stets und unter Berücksichtigung des ganzen Terrains im Auge behalten und die Meilensteine richtig abgesteckt habe, das

getraue ich mir zu vertreten. Ich glaube auch um den Zutritt der fortschreitenden Wissenschaft zu dieser meiner Ueberzeugung nicht besorgt sein zu brauchen. Nunmehr liegen hier die Verhältnisse schon ganz anders, als vor mehr als acht Jahren, als sich mir zuerst die Grundrichtungen dunkel, aber bestimmt und nachhaltig andeuteten und zum Ausdrucke drängten, die mich unablässig geleitet haben. Heute fehlen auch von exklusiv naturwissenschaftlicher Seite die parallelen Grundströmungen nicht mehr, die zu ihrer Geltendmachung erforderlich sind. Jene Betrachtungsweise, die man die psychometrische und physioskopische nennen möchte, erfreut sich seit einem Jahre einer eigenen Zeitschrift im grössten Stile und auf unserem speziellen Gebiete arbeitet von der musikalischen Seite her das umfassend angelegte Werk von Stumpf im wissenschaftlichen Publikum einer Annäherung an sie vor. Möge dieser Vorstoss auch auf dem weiteren Gebiete, das uns hier beschäftigt, Vor- und Mitarbeiter werben, bezw. diejenigen, die sich bereits jetzt (so von der Seite der Syntaxforschung her) zu regen beginnen, ermuntern. Kaum irgendwo ist Zuzug notwendiger als hier bei der Ausdehnung und Kompliziertheit des Terrains. Dass dies für seine wissenschaftliche Vertreterin, die Philologie, auch nach aussen hin gerade gegenwärtig nicht nur erwünscht, sondern dringend geboten, ja unerlässlich erscheint, wird niemand, der seine Zeit verstehen will, verkennen dürfen. Der Vorwurf, dass es nur Geringfügigkeiten sind, mit denen sie sich abgebe, wird ihr hier wohl erspart bleiben. Es erscheint zum mindesten auch im blossen Ansatz als keine Kleinigkeit, so allgemein wichtige, im Mittelpunkt der pragmatischen Erkenntnis des Geistes stehende Probleme, die die Jahrtausende unausgesetzt und fruchtlos beschäftigt haben, vor Ablauf dieses Jahrhunderts auf eine korrekte und dem Stande des allgemeinen Wissens angemessene Form zu bringen.

München, September 1891.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Lautgesetze, sind nicht die gegenwärtig fälschlich so genannten historischen Laut- (Sprach-) änderungen 23 ff. Der Streit über die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze erledigt sich somit von selbst 25 f. Die im Lautwandel wirksame Aktualität liegt im Accent (der Tönung) 26 f. Die Aetiologie des Lautwandels und seine charakteristische Einheit (Typus); materielle und formbildende Einwirkungen des Accents; die lautliche Energieerscheinung ist bis zu ihrer Grundstellung in der allgemeinen physikalischen und physiologischen Phänomenologie zurückzuverfolgen 27 f.

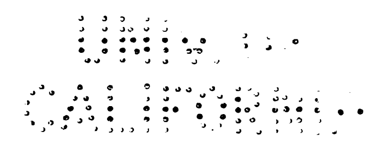
Das analogische Prinzip und die Gesetzmässigkeit im Lautwandel. Der Begriff der Analogie in der allgemeinen Wissenschaft und seine Bedeutungen in der neuesten Sprachforschung 28 f. Prinzipien der lautlichen Analogie sind Prinzipien der Sprachbildung 29. Ihre Identität in der musikalischen und sprachlichen Entwicklung, ihre psychologischen Grundbedingungen und die für die Sprachforschung und Sprachentwicklung daraus folgenden methodischen Ergebnisse 29 ff. Sprachkonstruktionen (Pasilinguae) 31.

Wort- und Neubildung. Die glottogonischen Probleme, ihre Missbehandlung und die Stellung der Sprachforschung zu ihnen 32 f. Sprachbildung ist ein dichterisches Vermögen 33. Ihre Behandlung fällt in das Bereich der Philologie und ist Vorwurf der allgemeinen Poëtik (Rhetorik) 33 f. Das Wort ist stehendes Epitheton, stehende Periphrasis 34. Der Wortgebrauch und die ihn bedingenden Faktoren 34 ff. Die Aufgabe der Sprachgeschichte, Beleuchtung ihrer Methode im Kreise der allgemeinen historischen Wissenschaft 36 ff. Wahrscheinlichkeitsbeweise 37. Schwierigkeiten, die sich aus der Natur des phonetischen Materials für seine historische Beurteilung ergeben und ihre systematische Hinwegräumung 37 f.

Anmerkungen.

5) μέλος, γλῶσσα, lingua und ihre Abkömmlinge. 6) Einheit der Sing- und Sprechstimme bei Alten und Neueren. 7) Philologie. 8) φθόγγος und ἦχος bei griechischen Harmonikern. 9) expressio significabilis und expressio bruta und ihre steigende Vermengung in der neuesten Zeit. 11) Zur Geschichte der akustischen Theorien in der Phonetik. 14) Höhe und Tiefe in der Schallauffassung. 16) Nasalierung. nasalis sonans im Indogermanischen. 17) Das Instrumental der menschlichen Stimme. Die Vokaltheorien der Phonetiker, Anatomen und Akustiker. 18) „Modalität“ und „Qualitätskreise“. 19) Zur Kritik des terminus Apperception. 20) Qualitätsurteile. Tendenz. 21) Qualitative Auffassung der repräsentativen Tonreihe. 22) Indifferenzlage des Organs und labiles Gleichgewicht innerhalb seiner Verstellbarkeit. 23) Unzukömmlichkeit aprioristischer Lautstufen. Aequisonanz. 24) Gegensatz von Vokalismus und Konsonantismus bei Alten und Neuern; „stimmhaft“ und „stimmlos“. 25) Beziehung des Konsonantismus zum Sonantismus.

Messungen der Tonhöhe bei Konsonanten. 26) Die qualitativen Momente der Lautskala in sonantischer und konsonantischer Funktion und deren gegenseitige Abhängigkeit mit Hinweisen auf das Indogermanische. 27) Historische und systematische Begründung der Artikulationszeichen; alphabet raisonné, standard alphabet. 28) Wechselnde Bedeutung der Tonhöhen in der Musik. 29) Absolut phonetischer Charakter des Lautmaterials und seine Beschränkung durch den Bedeutungscharakter der Sprache. 30) W. v. Humboldt über isolierte Lautschöpfung. 31) Der „absolute Begriff" in der Fassung des Naturgesetzes. 32) Ueberspringen des Konsonantismus in den qualitativen Momenten der Lautskala an Erscheinungen des Indogermanischen. 33) Doppel- oder Scheideformen. 34) Lokalton der Lautgebung. 35) Litterarhistorisches zum terminus „Naturgesetz". 37) Schwierigkeit, die Thatsachen der historischen Sprachänderungen als „Lautgesetze" zu formulieren. 38) Der Grammatiker als Sprachlehrer und Sprachforscher. 40) Anregung zum Lautwandel; Lautzersetzung und Lautverschiebung (Romanische und Germanische Sprachen), freie (schwebende) und fixe Betonung. Dynamischer und metrischer Accent mit ihren Konsequenzen. Melischer Accent (Cantilene). 41) Guna. Tiefstufe. 42) Materiell phonetische Analogiewirkung. 43) Zur Terminologie: morphologisch, morphogonisch u. a. 44) Zur systematischen Fassung des Analogieprinzips in der Sprachforschung. 45) Generalisierend analogische Wirkung der Durtonart. 46) Wirkungsart der generalisierenden Analogiebildung, Fortschritte und Grenzen. Kreislauf der Sprachentwicklung? 47) Onomatopoesie und Interjektionsdeutung in der linguistischen Paläontologie. Die „Wurzeln". 48) Verwandtschaftsverhältnisse des indogermanischen Sprachstammes. Sprachvergleichung und Urgeschichte. Rassen und Sprachen. 49) Die glottogonischen Probleme und die „Lautgesetze". 50) Das Wort. Seine Vertretung im Platonismus, Nominalismus und Johanneismus (Interjektionsdeutung, Lautmetapher, Naturlaut [Synkretismus der Sprachstämme], Kindersprache, Panlogismus und Sprachorganismus). Der positive Ausweg aus ihnen und die gegenwärtigen Aufgaben der Philologie.



.... viva vox — et significabilis ....

Phonetik (φωνητικὴ τέχνη, wie nach griechischem Sprachgebrauch zunächst nur zu ergänzen wäre[1]), danach erst als medius terminus zugleich die damit beschäftigte ἐπιστήμη oder θεωρία) gründet sich auf den von lebenden Wesen mit bestimmt bezeichnender Wirkung hervorgebrachten Schall. Es handelt sich also in einer phonetischen Wissenschaft um akustische Semantik. Und zwar — da eine solche zunächst nur einen Ausschnitt aus der allen Sinnen gemeinsamen natürlichen Zeichenvermittlung[2]) darstellt — um eine technisch bestimmte und darum eindeutige Verwendung der Schallbezeichnung, um die darauf angewandte Systematik.

Dass und wie eine solche Systematik überhaupt möglich sei, fällt eigentlich nicht direkt in das Bereich phonetischer Wissenschaft. Jedoch es ist ihre unumgängliche Voraussetzung, der sie sich auf Schritt und Tritt gegenüber sieht. Im wesentlichen ist eine solche Aufgabe psychologisch und im allgemeinen erkenntnistheoretisch. Möglich wird ihre Lösung nur auf dem Boden der Lehre von der reinen Empfindung, als Antizipation aller Wahrnehmung. Um erklären zu können, wie akustische Zeichen als blosse Wahrnehmungsdata für eine einzelne Sinnesenergie zum Range von allgemeinen Zeichen (also ursprünglich auch zu uneigentlichen Zeichen der Data aller übrigen Sinnesenergien) erhoben werden können, muss ich auf eine allgemeine Wahrnehmungslehre zurückgehen, die auf alle Sinnesenergien gleichermassen Anwendung

findet und ihre Funktionen unter gemeinsamen Gesichtspunkten betrachten lässt. Eine solche Wahrnehmungslehre hat ihre Wurzel in den Elementen, die ihr die reine Empfindungslehre in jedem einzelnen Falle für die besonderen Sinnesenergien an die Hand giebt. Diese gesonderten Ergebnisse aber muss ich unter einheitlichen Prinzipien verknüpfen können, um zu erklären, wie jene zu einander systematisch in Beziehung treten, so dass sich auf einen getrennten Kreis sinnlicher Empfindung als Vertretung aller übrigen eine allgemein gültige Praxis uneigentlicher Zeichen, eine künstliche Semantik, gründen liess. [3]) Ich muss also — erkenntnistheoretisch — schlechterdings nach Prinzipien der reinen Empfindung suchen, die sich unter einheitliche Form subsumieren lassen, um überhaupt nur die Möglichkeit phonetischer, als uneigentlicher Zeichen, geschweige denn ihre Ausgestaltung und Verwendung im besondern, jemals wissenschaftlich einsehen zu können. [4])

Wir unterscheiden gegenwärtig zwei grosse Gebiete solcher phonetischen Systematik, das der melischen Phonetik (Musik) und das der artikulierten Phonetik (Sprache), Bezeichnungen, die je aus einer der klassischen Sprachen entlehnt, dasselbe bedeuten zu wollen scheinen, nämlich eine künstliche Gliederung [5]) (Systematik) des organischen Schalles, der Stimme. Thatsächlich sind auch jene Gebiete, wie es historisch erweisbar ist, ursprünglich völlig oder mindestens nahezu eines gewesen, wie jetzt noch bei niedriger oder zurückgebliebener Kultur. Das erste hat sich bei den Bildungsvölkern erst im Verlauf einer langen Geschichte nach und nach und schliesslich so radikal von dem andern abgezweigt, dass es schon lange als emanzipiert gelten kann und der gemeinen Betrachtung nicht anders als ursprünglich selbständig erscheint. Ja die verschiedene Verwendung dieser beiden Gebiete phonetischer Systematik (gleichsam als absoluter und relativer Semantik) wirkt bei der nunmehrigen Komplizierung und Ausdehnung der musikalischen Kunst einerseits und der mit ihrem Bezeichnungsmaterial schon längst wie amalgamierten Artikulation der vielen und so verschiedenen Sprachen andrerseits so verblüffend und verwirrend, dass eine weitgehende

und umfassende Analyse wie die oben angedeutete auch schon zu der blossen korrekten Erkenntnis jener innern und ursprünglichen wirklichen Gemeinsamkeit der beiden phonetischen Gebiete gehört. In der That kann man aus der allezeit sehr beliebten Diskussion dieses Vorwurfs, die auf die Gestaltung der davon berührten künstlerischen Verhältnisse mehr oder minder heilsam, stets aber entscheidend einwirkte, bald entnehmen, dass die Erfassung jener Gemeinsamkeit nicht so leicht ist. Es bedarf vielleicht ebenso grosser Energie, die verknüpfenden Fäden festzuhalten, als es grosser Zartheit, grosser Besonnenheit und grosser Geduld benötigt, sie in ihrer verschiedenartigen Verwendung richtig auseinanderzulegen.

Gleichwohl weist schon die Gemeinsamkeit des ‚Materials der Stimme', um sich so auszudrücken, die Teilung in der Benutzung des Organs, also schon das rein Elementare der phonetischen Wissenschaft auf eine kombinierte Bearbeitung jener beiden Gebiete hin. Ist es doch uns, ebenso wie schon den Alten, kaum möglich ein absolutes Kriterium für die Scheidung zumal des artikulierten vom melischen Organ, der Sprachstimme von der Singstimme anzugeben[6]), als eben die besondere (nicht mehr elementare, sondern nur systematisch verschiedene) Art ihrer Verwendung. Es ist zweckdienlich und sogar notwendig, sich diese kardinale Bedeutung der phonetischen Wissenschaft wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Nicht nur wirft sie reiches und oft unerwartetes Licht auf Grundplan und spezifische Beschaffenheit der beiden Terrains. Sie ist auch geeignet, die Beziehungslosigkeit und Isolierung aufzuheben, welche Musik- und Sprachwissenschaft im Kanon der gelehrten Disziplinen häufig zu schiefen und ungeeigneten Verbindungen veranlasste, wobei jene — ihrer bescheideneren Stellung gemäss — oft zu hoch (Mathematik, Astronomie, ja Theologie), diese im sicheren Gefühl ihres Einflusses oft zu tief — meist gleich bis zu den unvernünftigen Tieren hinab — sich zu versteigen pflegte.

Von ihren elementaren, praktischen Vorstufen an als Sing- und Sprachlehre bis zu ihrer höchsten Erhebung in der

Darlegung der in ihrem Vorwurf zur Geltung kommenden Systematik hat phonetische Wissenschaft in ihren beiden Zweigen dieselbe Aufgabe. Entweder ist sie historisch, Zurückverfolgung melischer und glottischer Systeme bis zu ihren Anfängen, Darstellung ihrer Ausgestaltung, ihres Verfalls, ihrer Uebergänge in neue, ihnen ursprünglich fremde oder ihrer Neugestaltung aus eignem Trieb, Charakteristik der ihre Grundphasen bestimmenden und beherrschenden Intelligenzen, Sprachschöpfer (Dichter, Philosophen, Redner) und Musiker (Komponisten und Virtuosen), wovon auch die spezielle litterarische und musikalische Biographie nur eine rein allgemein historische Abzweigung darstellt. Also Abgrenzung der Sprachstämme und Tonsysteme (des chinesischen, indischen, gälischen, griechischen, arabischen); Geschichte der Laute, Wörter und Wortformen, Numeri, Tempora, Modi und der Systeme ihrer Flexion; Geschichte der Töne, Weisen (Skalen) und musikalischen Formen, sowie der Systeme ihrer Abwandlung (Cadenzen, Satzarten, Verbindungen). Oder die Aufgabe ist rein theoretisch, entweder in spezieller Hinsicht zu lehrmässigem Zweck (musikalische und linguistische Grammatik) oder in allgemeiner, in streng szientifischer Absicht: Erforschung der Notwendigkeit und des Kausalzusammenhangs in der phonetischen Systematik überhaupt, Behandlung der glottogonischen (morphogonischen, etymologischen) wie der melopoetischen Probleme. Streng zu scheiden ist die historische von der theoretischen Aufgabe, wie überall, nicht. Es kommt nur darauf an, welche Seite und welches Ziel man in den Vordergrund stellt.

Sprachwissenschaft, mit der es diese Blätter vorläufig allein zu thun haben wollen, ist erst seit kurzem auf dem Wege zur phonetischen Wissenschaft. Lautforschung stand ihr nie fern, blieb aber teilweise Mystik, teils elementarer Dilettantismus von Sprachmeistern. Die Bedeutung und Verwendung der Wörter stand ausschliesslich auf ihrem Programm und dies trifft Voltaires Persiflage, die Etymologie sei eine Wissenschaft, in der die Konsonanten wenig, die Vokale aber nichts bedeuten. Erst die Bekanntschaft mit

einem der Philologie erst um die Wende dieses Jahrhunderts erschlossenen Kreise, nämlich der indischen Grammatiker, die mit einem nicht anders als spezifisch zu nennenden lautwissenschaftlichen Takt die Ueberlieferung einer uralten, wie grammatisch höchst durchsichtigen Sprache verbanden, erst die Sanskritforschung hat die allgemeine Sprachwissenschaft zum Bewusstsein eines Systems der Artikulation, einer prinzipiellen Bedeutung der Lautverhältnisse gebracht.

Allein so wichtig dieser Gewinn auch vorläufig war (wie dies genugsam schon aus der Vorbedingung, die Laute statt nach dem konventionellen Alphabet der Abendländer, nach ihrer Verwandtschaft und Entstehungsart zu betrachten, erhellt), er blieb zunächst doch nur eine zufällige Bereicherung der Erkenntnis. Der alte, hier nicht näher zu erörternde, aber historisch zu erklärende Grundmangel der antiken, wie der neueren Philologie, sich wie um ihre Voraussetzungen überhaupt, so im besondern um die ihres Materials so wenig als möglich zu kümmern: diese prinzipielle Unsicherheit [7]) trat gerade nun in ein mitunter beängstigend helles Licht. Wir glauben den Wissenden und tiefer Blickenden nicht zu viel zu sagen, wenn wir die ganze Geschichte der Sprachwissenschaft in dem ablaufenden Jahrhundert mit ihrem chaotischen Hin- und Widerschwanken und ihrem nicht abzuweisenden positiven Rückhalt, ihren einzelnen glänzenden Resultaten und radikalen Umschwüngen als eine einzige fortlaufende Beunruhigung philologischer Gemüter bezeichnen. Wie mannigfach, wie unzugänglich und entfernt waren nicht schon die Häfen, an denen das Schiff im Sturm endlich ruhig Anker zu werfen gedachte! Weder Hegels sich selbst bewegender Begriff, noch sein „dialektischer Umschlag“ in Schleichers sich selbstbewegendem materiellen Sprachorganismus [8]), weder Creuzer-Schellingsche Urweisheit, noch Darwinscher prestidigitatorischer Evolutionismus, weder Götter noch Tiere schienen helfen zu wollen. Der Mensch blieb auch hier an sich gewiesen auf den unsichern Stützen des schwanken Lautes. So bleibt es noch das Rätlichste, diese Stützen so fest als mög-

lich im Gefüge zu erhalten, und dieses, sowie das Steuer gründlichst kennen zu lernen, dem man sich anvertraut.

Der Laut ist nichts für sich selbst, er ist Ausdrucksmittel und zwar Mittel bezeichnenden, nicht bruten, beziehungslosen Ausdrucks. Es ist eine sehr feine Charakteristik, die sich bei griechischen Harmonikern findet, dass die periodisch organisierte Schallart, der Klang, im Gegensatz zu den regellosen Schallarten, den vollkommenen Geräuschen, „keine Breite“ habe (ἀπλατής ἐστιν); denn sie bekundet die Erkenntnis der schematischen, rein auf das Verhältnis, das System, gestellten Natur des Tones und auch des Lautes. Giebt dieser auch die melische, in harmonischen Verhältnissen gehaltene Stimmbewegung für gewöhnlich auf, so findet er dafür in den mehr instrumentalen Verhältnissen der verstellbaren Hohlräume des Rachens und Mundes die Mittel zu seiner künstlichen Gliederung. Der Laut ist nicht etwa ein nur physiologisch bedingtes Geräusch. Er ist kein tierischer und von Haus kein pathologischer Schrei[9]). Der Vorzug des artikulierten Lautes, den er mit dem Tone teilt, ist der, dass er gleichfalls für sich, bei allem Schwanken und Uebergehen der Betonung in der Auffassung der sich durch diese Artikulation verständigenden Individuen, eine feste Stufe einnimmt (ἕστηκεν ἐπὶ μιᾶς τάσεως), beziehungsweise mehrere solche Stufen bindet.

Wie sehr diese Erkenntnis noch vor kurzem der Lautforschung abging, ersieht man aus dem häufigen Operieren mit zwiespältigen, zweideutigen, zufälligen Lauten, was vielfach (z. B. Lepsius[9a]) auf Konstatierung eines „unbestimmten Vokals“ (indistinct vowel-sound) führte. Mit Recht ist dieser Anschauung denn auch von dem Vertreter einer rein physiologischen Lautbestimmung in der neuesten Zeit, von Brücke, entgegengetreten worden. Gleichwohl treiben jene Laute, als imaginärer Laut, Laut x, der jeden Vokal und Konsonanten bedeuten kann u. dgl., noch immer in der indogermanischen Sprachforschung ihr Wesen. Eine unbestimmte Lautstufe in der Artikulation giebt es nicht; das ist ein Unding, ein hölzernes Eisen. Jede Unbestimmtheit in der Artikulation zeigt nur, selbst im vereinzelten, individuellsten Falle, jene für sie

so wichtige Tendenz zum Lautwandel an, die nur nicht fixiert ist. Kontinuierlich, d. h. stetig übergehend ist die Qualität der Stimmbewegung, wie zunächst in sich jede Einwirkung auf unsre Sinne, und somit unbestimmbar, wie unbestimmt. Dies aber ist Artikulation, dass zwecks einer Bezeichnung Diskretion in diese Kontinuität hineingebracht und demgemäss wahrgenommen und aufgefasst wird.

In der Beantwortung der Frage nach dieser Diskretion selber lassen sich drei Richtungen unterscheiden. Die eine ist die grammatische: die von den heutigen Phonetikern ohne jeden Unterschied des Standpunktes mit grosser Geringschätzung als Buchgelehrsamkeit behandelte Buchstabentheorie, zu der sich gleichwohl auch ein Mann, wie Jakob Grimm bekannte. Sie nimmt die Laute in den durch die Tradition der Litteraturen überkommenen Fixierungen als lautliche Grundtypen hin, ohne sich um die Berechtigung hierzu sonderlich zu kümmern. Dieser Standpunkt ist der naive, ohne dass er deshalb gleich in Bausch und Bogen als der falsche zu verdammen wäre. Denn etwas — und das ist die Hauptsache — nimmt er doch mit dem traditionellen Niederschlag der Lautdiskretion in der graphischen Fixierung unbedingt in seine Reflexion hinüber: das ist das Charakteristikum der Lautwirkung in ihrem Wechsel und Gegensätzen. Und dies gerade, die Berücksichtigung der systematisch unterschiedenen Lautwirkung geht der modernen naturwissenschaftlichen Lautbetrachtung nahezu ab. Diese hat den phonetischen Unschuldsstand verlassen. Sie fragt: Was ist der Laut und wie wird er? Sie konstatiert nun statt der Buchstaben eine weite ineinandergehende gleichförmige Reihe von Lauten, einen nicht zu übersehenden, geschweige denn zu erschöpfenden Wechsel in den Modis der Hervorbringung. Aber die Frage der Sprachforschung: Wie kommt es, dass der Laut gleichwohl einheitlich wirkt, dass diese faktische und virtuelle Mannigfaltigkeit von Zeichen der Einheit des Verständnisses zugänglich wird; diese Frage bleibt sie schuldig. Und so darf man sich denn nicht wundern, dass auch hier der bedeutsame Schritt ins Bewusstsein zunächst nur den Zweifel statt der Erkenntnis gebracht hat.

Die erste der beiden Richtungen, die wir in der naturwissenschaftlichen Lautbetrachtung, der par excellence sogenannten Phonetik, unterscheiden, ist die physiologische. Sie wurde mit Entschiedenheit von Brücke eingeschlagen und nicht ohne Heftigkeit und eine geflissentlich hervorgekehrte Einseitigkeit trotz des Einspruchs der auch alsbald von der naturwissenschaftlichen Seite kam (Kudelka, Merkel), der Sprachwissenschaft zu imputieren gesucht. Sie konzentriert sich mit Ausschliesslichkeit auf die Untersuchung der Hervorbringungsart der Laute. Auch die akustische Seite, die Verschiedenheit des Lautklanges, wird wesentlich damit erschöpft, dass die verschiedene Art seiner Erzeugung mit grosser Sorgfalt und vielem Aufwand an Feinheit der Beobachtung beschrieben und im einzelnsten und letzten auf ihre physiologischen Bedingungen zurückgeführt wird. Das ist nun gar keine Frage, dass sich hier der Untersuchung ein schier unerschöpfliches Feld der Thatsächlichkeit eröffnete, und der Sprachforscher hatte alsbald Gelegenheit, nicht ohne ein heimliches Grauen die von allen Seiten hervorschiessenden Differenzierungen der Laute mit dem deutlichen Hinweise entgegennehmen zu müssen: quam sit tibi curta supellex. Aber gleichwohl war das neu eröffnete Feld weder weit noch tief: es bot weder Aussicht noch auch recht eigentlich Einsicht. Seine Unerschöpflichkeit lag einzig in der Ungreifbarkeit und Komplizierung, die das Gebiet des Stetigen, des Unendlich-Kleinen überall darbietet, wo man es betritt. Wollte die neuerstandene Lautphysiologie ihre Aufgabe der exakten Beschreibung und Festsetzung des absoluten Einzellautes wirklich ernst nehmen, so musste sie nicht bloss die Lautgruppen noch viel weiter abstufen und präzisieren, als sie es gemeiniglich that, sie musste nicht bloss Volksgruppen und Stämme im besondersten für ihre biologische Unterscheidungsweise heranziehen, sondern sie musste bis zur Fixierung der Physiognomik der Stimme, der Stimme des Individuums und in ihr, zur Bestimmung jeder flüchtigen Variante der Laune oder des Affekts fortschreiten, um dieser Aufgabe gerecht zu werden. Denn hier fliesst alles, da giebt es keine Grenzen. Dass sie sich, so

reizvoll eine solche Beschäftigung auch für manchen sein mag, von den eigentlichen Aufgaben und inneren Zielen der Sprachforschung immer mehr entfernt und in die grosse Sphäre der allgemeinen Charakteristik (im Baconschen Sinne) eintritt, das wird jeder Fachmann deutlich bemerken, so wenig hier zu einer methodischen Begründung der Platz ist. Ebenso wird man innewerden, wie alsbald die Einzelfehden und die prinzipiellen Streitigkeiten bei diesem anscheinend dazu in gar keinem Verhältnis stehenden Vorwurfe so in Blüte stehen konnten. Denn da kaum zwei Menschen gleich und nicht einmal ein und derselbe immer auf dieselbe Weise artikuliert (bei Katarrhen, Krankheiten, Affekten sieht man sich nämlich genötigt und veranlasst die Laute vikariirend zu erzeugen), so kam es, dass schliesslich jeder, der ehrlich sein wollte, nur von sich selbst und auch da nur für die Umstände, unter denen er seine Forschungen anstellte, zu exemplifizieren im Stande war. Nach Massgabe der hierbei wirksamen kontinuierlichen Differenzen musste es denn in der Auffassung und Beurteilung fast jedes entscheidenden Momentes zu heftigen Kontroversen kommen, zumal hierbei ein prinzipielles Bedenken mitspielt, das wir vorläufig noch im Hintergrunde lassen. Wenn man nun aber fragte, wozu der Lärm? Was kommt für die linguistische Erkenntnis bei diesem Abstecher in den anatomischen Hörsaal heraus? so musste man doch eigentlich die heimliche Bemerkung machen, dass der wackere bourgeois gentilhomme des Molière [10]) in dem von Lautstreitigkeiten gleichfalls so erfüllten 17. Jahrhundert, dem nach einer Musterung aller übrigen Wissenschaften einzig diese ein Licht aufzustecken im Stande ist, nach wie vor der einzige überzeugte Proselyt der selbstherrlichen Lautphysiologie geblieben ist.

Auf dem entgegengesetzten Wege näherte sich die andre naturwissenschaftliche Richtung in der Lautforschung, die man die physikalische nennen kann, dem Problem. Sie geht von der Natur des vernommenen — unterschiedenen und unterscheidbaren — Lautes aus und sucht ihn in seiner Wesenheit als Klang der Analyse des Tones anzuschliessen. Wie die ganze neuere Akustik knüpft auch sie an den ehrwürdi-

gen Namen Chladnis[11]) an. Es sind vornehmlich zwei englische Forscher gewesen, Willis und Wheatstone [12]), die zuerst eine physikalische Lautbestimmung als Theorie anstrebten. In unsern Tagen haben Männer wie Donders und Helmholtz [13]) sie weitergeführt, ohne dass sie im entferntesten den Raum in der phonetischen Debatte eingenommen und diejenige Einwirkung auf die Linguistik erlangt hätte, die die Lautphysiologie sich alsbald zu sichern wusste. Eigentlich sollte man denken, dass in der Messbarkeit artikulierter Laute ein ganz andres, objektives einheitlicheres Kriterium für die unübersehbare Fülle der Artikulationen gefunden wäre, wie in dem Modus der Hervorbringung, der sich der unmittelbaren Wahrnehmung völlig entzieht, im Subjekt stecken bleibt und sozusagen als vortonal unter die Schwelle der eigentlichen Lautbetrachtung rückt. Freilich war die einfache Harmonie und strenge Gesetzmässigkeit, die sonst den reinen Geist und die unbelebte Natur über die Willkür des blossen Lebensvorgangs hin verknüpft, hier nicht sobald greifbar. Hier stellte dieselbe Schwierigkeit, die bei der Lautphysiologie im Objektiven liegt (in der Unbegrenztheit der individuellen Lautgestaltung), im Subjektiven sich wieder ein: Sie beruht in der Unbestimmtheit der individuellen Lautapperzeption, in der letztlichen Unmöglichkeit einer absoluten Lautfixierung für alle Fälle. Es wird nicht nur verschieden artikuliert, sondern es hat auch den Anschein als ob man in gewissen Grenzen den „übergehenden“ Laut, auch als Stufe, anders auffasst (nicht perzipiert, sondern apperzipiert), dass man ihn in ein andres Schema einordnet[14]). Die Festsetzungen der Forscher hätten sonst nicht im Einzelnen so verschieden und so doppelsinnig ausfallen können, auch bei Einigung auf gewisse feste Laute. Die Verständigung ist hier sehr schwer; es ist fast noch schlimmer als auf dem Gebiete der Chromatik, bei den Farben.

Als Anknüpfungspunkt für die Messungen bot sich natürlich die Vokalreihe dar. Dass die Vokale wie die Töne nach „Höhe und Tiefe“ verschieden sind, sagt auch ohne Experiment die gewöhnliche Beobachtung und wird z. B. vom Sänger

oft schwer genug empfunden. Die Versuche Vokale durch einfache Pfeifen (nicht durch den komplizierten Sprechautomaten Kempelens) darzustellen, schienen auch zu bestätigen, dass eine successive Verlängerung der Pfeife (d. i. sprungweise Vertiefung ihres Tones) die drei von jeher angenommenen festen Punkte der Vokalreihe i — a — u ergeben. Allein diese Erkenntnis wird durch mannigfache Erwägungen getrübt. Wir sind in solchen Dingen niemals sicher, wie viel wir wirklich hören und was wir hineinhören. Schon der Wiener Mechaniker Kratzenstein hat auf mehrfache andre Weise (durch Rotation und seltsam gewundene Röhren) die Vokalklänge hervorgebracht. Denn auch wohl lang bekannt sind die im Knabenspiele oft geübten Versuche, durch successive Beschränkung der Oeffnung eines konischen Rohres (Trichters) die Vokale hervorzubringen. An jeder Federpose lassen sich bezügliche Experimente anstellen. Bei all diesen rudimentären Versuchen spielt, wie man sich leicht überzeugen kann, der Vergleich, die Auffassung im Verhältnisse, die ausschlaggebende Rolle; wie denn auch z. B. Willis und Helmholtz unter den Akustikern stark darauf hinweisen, dass überhaupt die Vokale am besten und stärksten im Kontrast (also bei unmittelbarer Aufeinanderfolge) wirken. Das einzige sichere Resultat nach dieser Richtung ist nur dies allgemeine, dass die Vokale thatsächlich nach Höhe und Tiefe verschieden sind, dass hier das i die Grenze nach der Höhe, das u die nach der Tiefe darstellt.

Allein damit ist die Natur des vokalischen Lautes keineswegs erschöpft. Schon für ihn tritt, was beim konsonantischen Laut ausschlaggebend wird, jenes Element als bestimmender Faktor hervor, welches beim Tone nur ein Accidenz ist, das instrumentale Element, das Element der Klangfarbe.

Dies Element fehlt auch dem Tone nicht. In unsrer instrumentalen Welt, einschliesslich der Menschenstimme, giebt es keinen ganz reinen Ton. Ein solcher existiert nur in unsrer Abstraktion und faktisch in Erscheinung tritt er nur im Laboratorium des Physikers. Aber zum musikalischen Ton tritt dies Element der Klangfarbe nur hinzu, so wichtig

es auch für seine künstlerische Verwendung wird. Im artikulierten Laute dagegen ist es ein Spezifikum, mit dem seine praktische Brauchbarkeit steht und fällt. Denn diese ist von vornherein auf eine gewisse Mannigfaltigkeit charakteristischer Hilfsmittel der Unterscheidung gestellt, die, wenn man sie nur erst einmal in ihrer Unterschiedenheit aufgefasst hat, sich als solche dem Gedächtnis einprägen können. Etwa, wie sich der Klang der Flöte, Violine, Trompete etc. als solcher bald dem Gedächtnis einfügt, kaum aber die absolute Tonhöhe der von diesen gespielten Töne. Wie zusammengesetzt nun schon die Klangfarbe der in dieser Hinsicht weit unter den Konsonanten stehenden Vokale ist, kann man aus den mühsamen Versuchen der Physiker, sie durch besondere Kombinationen von Reihen tönender Stimmgabeln zu treffen [15]), handgreiflich ersehen. In der lebendigen Stimme also ist diese Klangfarbe von vornherein ein integrierender Bestandteil. Wir können keinen ausschliesslich musikalischen Ton, keinen Instrumentalton, hervorbringen. Wir sind gezwungen ihn mit einem artikulierten Laute zu verbinden, ihn auf einen Vokal oder weichen Konsonanten oder bei geschlossenem Munde durch die Nase [16]) zu singen. Die menschliche Stimme ist demnach ein ganz spezifisch in seiner Klangfarbe ausgezeichnetes Instrument, ferner ein lebendiges Instrument, und zwar nicht ein Instrument sondern vermöge der vielfachen Abwandlung durch eine höchst bildsame Organik ein Pansymphonion von Instrumenten: ein Orchester [17]).

Das Eingehen auf dies Gebiet, die Analyse der Klangfarbe, ist erst in ganz neuer Zeit möglich geworden. Vorbereitet — zunächst gerade am musikalischen Tone — durch die Beobachtungen einiger Musiker des vorigen Jahrhunderts (Sorge, Tartini), unter denen der berühmte Rameau mit seinem Commentator d'Alembert sie alsbald für eine sehr einseitige Musiktheorie ausnutzte, hat in unserm Jahrhundert bekanntlich Helmholtz seinen Namen repräsentativ mit ihm verknüpft. Die Theorie der Partialtöne, der in der Tonwelle mitschwingenden Teilwellen, und die Verbindung, in die sie mit dem Ohmschen Auffassungsgesetz gebracht wird, hat Licht

auf einen der dunkelsten Vorwürfe menschlicher Erkenntnis geworfen, der von jeher ein Lieblingsobjekt krauser Mystik und wissenschaftlichen Spieltriebs gewesen ist. Es sind keine geheimnisvollen Mächte, die die Töne zu einander ziehen und voneinander treiben. Es sind objektive Eigenschaften der Töne, die wir durch unsre Wahrnehmung thatsächlich unterscheiden können, die wir vermöge des Grundprinzips unsres Erkenntnisvermögens zu einander in Beziehung und in Gegensatz bringen. Auch das nicht minder gern als Tummelplatz der Pseudowissenschaft missbrauchte weite Feld der Artikulation nimmt teil an den fruchtbringenden Eröffnungen, die das klarere und reiner bestimmte Tongebiet uns zugeführt hat. Freilich in seiner Weise.

Durch die Teiltöne, die im Ton und Laut, wie in jedem Geräusch die bestimmenden Faktoren unsrer Wahrnehmung der Klangfarbe sind, erhalten wir die Handhabe für eine qualitative Wertung des Schalles im allgemeinsten. Sowohl die Höhe des Schalles (die jeweilige Schnelligkeit seiner Schwingungen), als seine Stärke (die jeweilige sog. Amplitüde der schwingenden Luftwellen) würden uns nur zunächst quantitative Differenzierungen möglich machen. Erst die in der Schallwelle mitschwingenden Teilwellen, deren je nach der Natur des Schalles verschiedene vorherrschen und die in unsrer Auffassung unter einer einheitlichen Resultante subsumiert werden (Ohmsches Gesetz): erst sie vermitteln der qualitativen Unterscheidung das auch in der Welt des Gehörs so merkwürdig spezifische Charakteristikum.

Was damit gewonnen ist, wie erst hier eigentlich die weite Verwendbarkeit des Schalles nicht bloss für prinzipielle Bezeichnungsweise (wie eben in Musik und Sprache), sondern überhaupt für die elementare, symptomatische Semantik beginnt, das auseinanderzusetzen erfordert eingehende und abgezogene erkenntnistheoretische Untersuchungen, wie wir sie als Grundlage unsres Unternehmens anzustellen für nötig hielten. Das ästimative Verhalten in der Wahrnehmungsfunktion, wie es in allen Sinnen (als Diskretionen eines Sensoriums und gleichsam im Grossen in den Auseinander-

legungen desselben im Sinne[18]) wirksam ist, gilt es hier scharf und im Zusammenhang mit den übrigen perzeptorischen sowie motorischen Funktionen sich vorstellig zu machen. Und damit nicht genug. Wir müssen die besondern Modifikationen in Anschlag bringen, welche das spezifisch-menschliche Geistesvermögen, welche die seit Leibnitz nach und nach etwas schwankend so bezeichnete Apperzeption[19]) in die Wahrnehmungsfunktion hineinbringt. Hier lässt wie bekannt für gewöhnlich die rein physiologische Betrachtungsweise es fehlen, wie niemand weniger erwartet hat als gerade der grosse Instaurator der heutigen Physiologie, Johannes Müller. Helmholtz ist unter den Physiolgen derjenige, der die ganze Tragweite dieses Vorwurfs erkannt und an den bez. Punkten seiner Untersuchungen zum Ausdruck gebracht hat.

Es ist die Eigentümlichkeit der qualitativen Schätzung im Gegensatz zu der nur quantitaven Unterscheidung, dass ihr im Verhältnisse zum Objekte eine Tendenz innewohnt, die auf ein bestimmtes Moment der physiologisch möglichen quantitativen Unterscheidung, · auf ein bestimmtes Differenzmoment gerichtet ist. Es ist klar, dass nur eine solche Tendenz in den kontinuierlichen Uebergang der Zu- und Abnahme der quantitativen Unterscheidungen, einen Schematismus der Wertung herbeiführen kann[20]). Diese Wertung erfolgt unmittelbar, als Wahrnehmungsfunktion, und ist als solche vom Urteil (das sich erst a posteriori auf sie gründet) unabhängig. Und zwar geht die jene Wertung bestimmende Tendenz unweigerlich auf den Ausgleich, oder das Mittel, zwischen den möglichen Extremen der quantitativen Unterscheidung, ihren Polen, und fungiert diesen Polen gegenüber als neutrales Moment oder als Aequator. Nach diesem Mittel wandelt sich dann die Reihe der sonst nur quantitativ unterschiedenen Differenzmomente in eine qualitativ nach zwei Seiten unterschiedene Tendenzabweichung, die je zu einem positiven und negativen relativen Grenzmomente aufsteigt. Aequator und positives wie negatives Grenzmoment verdienen daher in allen möglichen Reihen (Skalen) qualitativer Unterscheidung die Bezeichnung von qualitativen Momenten im prägnanten Sinne.

Es ist hier natürlich unmöglich, die sehr schwierige Rechtfertigung sowie terminologische Definition dieser Anschauungen zu geben, für die wenig vorgearbeitet ist. Beschränkt sich doch auch die für die Brücke zwischen Physiologie und Psychologie so verdiente Psychophysik wesentlich auf die quantitative Unterscheidung, ohne der Qualität anders als sozusagen statistisch nahezutreten. Noch weniger ist es möglich, jenen spezifisch anthropologischen — sagen wir, um ein altes, wenn auch etwas herabgekommenes Wort anzuwenden, den ästhetischen — Teil der Aufgabe auch nur andeutend auszuführen, nämlich die Frage nach der einheitlichen Bestimmung der qualitativen Schätzung, durch die aus verworrener Empfindung systematische Anschauung, aus dem aestimare ein existimare wird. Bis zu welcher Höhe diese Ausbildung einer im Kerne rein sinnlichen, dem Selbsterhaltungstriebe dienenden Eigenschaft der Animalität gebracht werden kann, wie grade sie der höchsten Vergeistigung fähig ist und schliesslich die Führerrolle in der Erziehung der Menschheit übernimmt, das erkennen wir ja deutlich in den Qualitätsverhältnissen der höheren Sinne: den Farben, den Tönen und wie wir nun hinzufügen möchten, vor allem in den Lauten.[21])

Die qualitative Reihe der Lautunterscheidung, oder die Lautskala versuchen wir nun auch zunächst auf den Schematismus hin anzusehen, den die Tendenz auf ein neutrales Moment in sie hereinbringt, und suchen uns alsdann der Systematik zu versichern, welche die menschliche Auffassungsfähigkeit (im Gegensatz zur rein sinnlichen Wahrnehmung) darauf begründet.

Es ist ein Ausfluss eben jenes rein menschlichen Vermögens das Bestreben, die sinnlich nur im grossen Allgemeinen unterschiedenen qualitativen Momente auf das bestimmteste nach einheitlichem Massstabe, d. h. in Proportionen festzusetzen, sich des sinnlichen Eindrucks in der rein geistigen, vergleichenden Auffassung zu vergewissern. Wir betonen hier den Ausdruck Streben. Es handelt sich hier weder um ein in der äusseren Natur gegebenes Reales —

denn die mechanische Naturauffassung kennt keine objektiven verborgenen Qualitäten, sie erkennt nur den kontinuierlichen Wechsel der Intensitätsgrade — noch um ein fertiges Ideales — denn ohne den Inhalt der Erfahrung ist das Feld unserer Anschauung leer. Es handelt sich auch hier nur um das Streben der menschlichen Vernunft, Ordnung in den Daten der Sinnlichkeit, in den Einwirkungen der Realität durchzuführen. Von einer faktischen Gleichmässigkeit in der Auffassung und demgemäss Verwendung des qualitativen Schematismus kann also gar nicht die Rede sein. Die Feinheit seiner Abstufung (der aber natürlich eben als qualitativer thatsächliche, auch anscheinend physiologisch darzustellende Grenzen gesetzt sind), die Strenge in der Durchführung der Systematik, die Bevorzugung gewisser Stufen und Formen der Beziehung, alles das ist nichts Festes, nichts irgendwie Gegebenes. Die Gemeinsamkeit liegt nur im Prinzipiellen, in der Identität des geistigen Vermögens, das hier zur Bewährung gelangt. Die Richtung aber, die es nimmt, die Leichtigkeit, mit der es wirkt, die Höhe, zu der es gelangt, ist individuell verschieden, wie die Anlage des Einzelnen, die Situationen der Völker u. s. f. Den deutlichsten Beleg hierfür liefert sogar in ihrem engen uns zugänglichen historischen Rahmen die Ausbildung der bezüglichen Sinne in der gemeinsamen Arbeit der Menschheit, die Geschichte der Farbenauffassung, der Tonverwendung und die Geschichte der Laute, die Sprachgeschichte, sowie die Beobachtung aller dieser Verhältnisse bei zurückgebliebenen, unkultivierten Völkerschaften.

Ein derartiges methodisches Eindringen in das Gebiet der Lautqualität dürfte die prinzipielle Unsicherheit, das Umhertasten, Schwanken, Raten, mit einem Worte die Herrschaft der blossen Ansicht mit ihren bedenklichen Auswüchsen zu Mystik und Dogma aus diesem Teile, so recht eigentlich dem dunklen Kontinent der Philologie, vertreiben. Man erinnere sich z. B. wie der Glaube an feste Urvokale, später der an einen so exklusiven klassischen Vokalismus wie der des Sanskrit wie ein Alp auf der Sprachwissenschaft lastete, man

denke an die Experimente der Lautdeutung und Lautableitung, bei denen manche Erscheinungen des 19. Jahrhunderts noch dieselbe Figur machen, wie bei all ihrer historischen Naivität diejenigen des 16. und 17.: ein Cardanus, Kircher, Goropius Becanus, ein Zesen u. a. m. Wir werden nichts mehr hinter dem a, jener lautlichen Centralsonne aller Sprachmystiker, suchen. Denn wir erkennen, dass es eben nichts ist als der qualitative Aequator, das neutrale Moment der Lautreihe, worauf schon physiologisch seine Erzeugung hindeutet, die dem Indifferenzzustand des menschlichen Stimmorgans gleichsam entgegen steht, also für dieses eine Art von labilem Gleichgewicht darstellt.[22])

Wir werden dann einsehen, wie die grosse Rolle zu erklären ist, welche diese Lautstufe und ihre reine Darstellung frei von jeder qualitativen Abweichung, für die Bestimmung des Lautstandes klassischer Sprachen und sogenannter reiner Aussprache innehat; darin der Bedeutung vergleichbar, welche Aristoteles in den Problemen der μέση im Heptachord zuweist und die Helmholtz als die Normative der Tonalität erkannt hat. Wir werden erkennen, wie durch systematische Schematisierung der positiven und negativen Reihe die festen vokalischen Zwischenstufen zwischen dem Aequator und den Grenzmomenten aus den kontinuierlichen Uebergängen der Lautveränderung herausgehoben werden;[23]) dass es ebenso falsch ist, wie die Linguistik es früher versuchte, hier von Mischung (Zusammensetzung aus a + i, a + u) zu reden, als im Geiste der Newtonschen Farbenlehre von den Zwischenstufen des sogenannten chromatischen Akkords, Grün und Orange, als Mischfarben, statt als Grundfarben. Wir werden nicht mehr so ohne weiteres die Lautreihe mit den vokalischen Extremen abschliessen. Denn der Konsonantismus steht für die systematische Betrachtung nur in graduellem nicht in generellem Gegensatz gegen den Vokalismus[24]). Wir werden im einzelnen auszuführen und festzusetzen haben, wie die qualitativen Momente der Artikulationsreihe ebenso einschneidend sind als Ausgangspunkte der Konsonierung, als sie ausschlaggebend sind für die Normierung fester Vokalstufen[25]).

Wir werden weder Konsonanten aus Vokalen, noch umgekehrt Vokale aus Konsonanten systematisch herleiten. Sondern wir werden einsehen, dass hier nur eine einheitliche und konsequent durchgeführte Festsetzung geordneter Beziehungen in dem kontinuierlichen Flusse der durch die Mittel des Sprachorgans nur immer möglichen quantitativen Differenzmomente der Schallbildung vorliegt, wodurch eben aus einer ineinander übergehenden Reihe von Geräuschen fest und ausnahmslos auseinandergehaltene, qualitativ unterschiedene Charakterlaute, Artikulationen, werden. Wir werden uns im einzelnen unterstützt sehen durch gesicherte Ergebnisse der historischen Sprachwissenschaft[26]. Was an zufälligen Ansätzen nach dieser Richtung hin vorliegt, werden wir zu würdigen wissen ohne die blind tappende Einseitigkeit der von Erkenntnis- und physikalischer Theorie unberührten Laut- und Sprachmeister, deren Ansetzungen nicht bloss theoretisch auf Abwege, sondern auch praktisch auf Irrwege führen. Wir werden uns nicht veranlasst sehen, irgend welche Laute oder Lautgruppen aus dem „natürlichen Lautsystem" „herauszuwerfen". Denn es gilt hier zunächst alle Beziehungen der Lautqualität (einschliesslich der Lautmischung und Lautzusammensetzung), die dem Sprachorgan überhaupt möglich sind, zu erschöpfen, ohne Rücksicht ob sie in irgend einem Artikulationssystem Verwendung finden oder nicht. Bei der Lückenhaftigkeit unsrer Kenntnis, der Begrenzung unsrer Beobachtung in dieser Hinsicht dürfte es überhaupt unerlaubt sein, irgend eine und sei es auch die unvermutetste Abweichung als „nichtvorkommend" a priori abzulehnen. Dass den zweispältigen Aequivoken der Lautgebung, die zwischen Tönung und Verschlusslaut in der Mitte liegen und daher die besondern Streitobjekte der Phonetik geworden sind (Aspiration, Anuswâra, Mouillierung, arabisch Ain, Digamma), nur auf diese Weise systematisch beizukommen ist, wird schliesslich jedem, der den Ausgangspunkt der Methode (die Herausbildung des Schematismus der qualitativen Momente) richtig erfasst hat, schon hier einleuchtend geworden sein.

In Bezug auf die Lautcharakteristik werden wir

nicht Gefahr laufen, in die Plattheiten, Kindereien und besten Falles Halbwahrheiten dieses uralten, bei hoch und nieder beliebten Tummelplatzes des gelehrten Spieltriebes (hat ihn doch selbst ein Plato nicht verschmäht) zu verfallen. Wir behandeln zunächst die Mittel des artikulierten Ausdrucks nicht als etwas für sich selbst bestehendes, mystisch Bedeutsames, sondern in methodischem Zusammenhang mit den allgemeinen Formen des bezeichnenden Ausdrucks, von denen die phonetischen nur eine, allerdings höchst wichtige und zu mächtigster Wirksamkeit gelangte Sonderart darstellen. Ferner werden wir in genauem Festhalten an der Reciprocität und Relativität der qualitativ unterschiedenen Lautstufen ihre Wirkung nicht als etwas a priori Bestimmtes, ihnen von Natur mystisch Anhaftendes, sondern als etwas in der systematischen Auffassung durch den Vergleich und die Beziehung aufeinander zur Geltung Gelangendes erkennen. Demgemäss muss auch die Charakteristik der Lautfixierung, des Niederschlags der Lautwirkung in den Schriftzügen (den entsprechenden Motionssiegeln des optischen Ausdrucks), von der uns seit dem phönizischen Alphabet bis zu den heutigen Stenographien ein sehr buntes Bild vorliegt, anders ausfallen, als in der krassen Uebertragung der Lauthervorbringung aufs Papier, wie solche Erklärung schon im 17. Jahrhundert der jüngere van Helmont, später Wachter und in unserm Jahrhundert wieder der holländische Dichter und Sprachforscher Bilderdyk versucht hat [27]).

Dies wäre der erste Teil unsres Versuches der Darstellung des Systems, soweit es im Lautbestand zur Geltung kommt. Unsre Untersuchung wird darauf zu fussen haben, indem sie sich dem zweiten Hauptteil der Aufgabe zuwendet, den Verhältnissen des Lautwandels.

Wir müssen uns hier wieder vergegenwärtigen, welche Rolle dem Laute ebenso wie dem Tone als Ausdrucksmittel zufällt. Wir können hier nicht die nur auf breiter methodischer Grundlage zu erledigenden Theoreme über den Ton und den Laut als Ausdruck einer strebenden Kraft, über Strebung, Gegenstrebung und Hemmung, über dynamisches und statisches

Moment der Energie und die spezifische Begründung namentlich des letztern im phonischen Phänomen vortragen. Nur zum Zwecke allgemeinster Verständigung wollen wir daran erinnern, wie auf dieser Grundlage die qualitativen Unterscheidungen des melischen Lautes, des Tones, zur Konstruktion einer — in dieser Hinsicht der im eigentlichen Sinne statischen Kunst der Architektur analogen — streng an die Natur ihres Materials gebundenen Setzkunst, zur Konstruktion einer Kunst des harmonischen Tonfortschritts und Gefüges benutzt werden konnten. Diesen streng construktiven, wie aus der Möglichkeit seiner arithmetischen Fixierung erhellt, allgemeingültigen, absoluten Charakter scheint nun das Lautmaterial bei seiner Verwendung in der vox continua zu verlieren. Allein es bleibt dennoch in Bezug auf die allgemeine Form des bezeichnenden Ausdrucks dasselbe Material. Und man bemerke wohl, dass das, was in der Musik die eigentlich signifikante Macht bedingt, keineswegs die absolute Starrheit der Verhältnisse ist, die nur ein wissenschaftlicher Vorwurf wäre und nur eine Art Selbstbeschränkung von seiten der Musik als Kunst ausdrückt. Sondern grade das, was die Musik zur lebendigen Tonsprache macht, das ist dasjenige, was man in der Mathematik irrational nennt, nämlich das Unabgeschlossene, nicht Aufgehende, ins Unendliche Weisende ihrer Verhältnisse [28]). Diese Eigentümlichkeit, die den erklingenden Ton alsbald zu einem neuen Ton forttreibt, in des Wortes eigentlicher Bedeutung durch sein natürliches Gewicht (so dass der strenge, sogenannte authentische musikalische Schluss eigentlich nur ein Kompromiss darstellt, und demgemäss auch wirklich ursprünglich nicht vorhanden war, eine künstliche Festsetzung bedeutet), eben diese strebende Energie teilt auch der artikulierte Laut mit dem melischen, ist dem sprachlichen Klangmaterial genau so eigen, wie dem musikalischen. Jenes symbolische Wort, dass, wer einmal a gesagt hat, auch b sagen muss, es gilt zunächst im eigentlichen Sinn. So treibt die ihm innewohnende, als allgemeine Form des Ausdrucks unmittelbar empfundene Energie den Ton wie den Laut unaufhaltsam weiter und in der Ver-

gesellschaftung wahrt jede einmal gegebene Stufe das ihr von Natur zukommende dynamische und statische Recht, auf Grund dessen sie sich mit den benachbarten unaufhörlich auseinanderzusetzen hat[29]). Nie hat eine wissenschaftliche Anschauung schwerer geirrt, als die vom sogenannten Ursprung der Sprache mit ihren exponierten Urlauten, gleichwohl ihr Analogon findend in der unrichtig intentionierten Urwurzelsucherei der doch von ganz andern, angemessenern Prinzipien ausgehenden Sprachvergleichung. Die nächstliegende, nämlich die von uns selber ausgehende Induktion verbietet eine solche Behandlung, wie sie denn auch auf diesem Wege bereits früh systematischen Köpfen verdächtig geworden ist[30]). Nur in Lauten lebt der Laut, wie nur in Tönen der Ton möglich ist.

Es liegt nun tief begründet im Wesen des übergehenden Lautes im Gegensatz zum streng normierten Tone, dass die Beziehungen der Lautgravitation sich nicht in so plane, zahlenmässig zu stützende Grundregeln fassen lassen, wie diejenigen der tonalen Strebung, die Sätze der Harmonielehre. Wir müssten denn den Artikulationsstufen zahlenmässige Beziehungen substituieren, wovon uns nichts zurückhält und was jetzt schon in Anwendung ist. Die Grundsätze aber, die dort wie hier zu Grunde liegen, sind genau die gleichen, genau dieselben einfachen grossen Grundbeziehungen, mit denen wir selbst, ohne uns davon Rechenschaft zu geben, in unserm Dasein hantieren und die wir mit andächtiger Verwunderung überall wiederfinden, wo Natur uns einen Einblick in ihr erhaben einfaches Geschäft verstattet. Allgemeine Anziehung, proportional der dynamischen Thatsache, umgekehrt proportional der statischen Thatsache, so möchte ich für unsern Bedarf die grosse mechanische Grundwahrheit ausdrücken, die der englische Genius aus der Natur abstrahierte, nachdem vor ihm schon Unzählige sie angewendet und der erhabene Geist jenes deutschen Astronomen sie bis zu den Sternen verfolgt hatte. Dass gleiche Faktoren sich anziehen, ineinander übergehen und nur durch Abstossung, statische Separation, ihre Selbständigkeit bewahren können, das gilt auch für unsre phonischen Stufen, als Ausdruck

einer dynamischen und statischen Energie in ihrem Macht-, bezw. Freiheitsbereich, wofür den erkenntnis-theoretischen Nachweis zu liefern uns oblag. Es gilt ebenso für die melische Stufe, wo es sich als Dissonanz der objektiven Empfindung ankündigt, wie für die artikulierte, wo die Sprachwissenschaft es als Sandhierscheinung, als Assimilation, Dissimilation, Metathese, Epenthese, Brechung, Umlaut u. dgl., der subjektiven Empfindung ohne weiteres verständlich, festsetzt, ohne doch die objektive Formel dafür so leicht finden zu können.

Aber noch ein andres kommt in Betracht, neben jener mechanischen die organische Grundwahrheit der Natur, wie sie so lebendig bereits vor den klaren Augen unsres Goethe stand, eine prinzipielle Norm, die er als das „Gesetz des geforderten Wechsels" bezeichnet und, wie er bekennt, in den verschiedensten Angelegenheiten seines Bildens und Forschens sich zur Richtschnur dienen liess [31]), eine Norm, die wir als prinzipiellen Ausgleich in den qualitativen Momenten methodisch zu begründen in der Lage sein werden. Von dieser im allgemeinen noch wenig betretenen Grundfeste aus, die gleichwohl Fernes und Nahes, Höchstes und Niederstes verbindet, lässt sich auch gerade auf manche dunkle, bisher jedem Zugange spottende Partien der Lautforschung, auf viele rätselhafte, scheinbare Paradoxien der Sprachgeschichte ein aufklärendes Licht werfen. Das unbegreifliche und wie reinste Willkür sich ausnehmende Ueberspringen von Lauten aus einem Lautrevier in das andre [32]), die seltsame, zwiespältige Entwickelung mancher Lautänderungen [33]), endlich die eigentümliche Grundgestaltung, sozusagen die schichtenmässige Lagerung in den Lautbestandteilen der jeder sprachbildenden Grundlage sich entziehenden Umgangs- und spezif. Dialektsprache, gleichsam dem Geröll der grossen sprachlichen Typen [34]), alle diese Unbegreiflichkeiten: nur von hier aus kann der methodische Zugang zu ihrem Verständnis gebahnt werden.

Es ist also nicht bloss ein mechanisches, sondern — aus sehr naheliegenden Gründen — zugleich ein organisches, ein harmonisches Gesetz, welches im Lautwandel zur Geltung

kommen muss. Auf Grund dieser Gesetze, die zum mindesten auf unbedingte Axiome zurückzuführen sind, wie das z. B. für die Gesetze seiner Wissenschaft Js. Newton für notwendig erachtete, entwickeln sich jene Erscheinungen der Sprachgeschichte, welche man gegenwärtig ein wenig schief unter dem Titel von „Lautgesetzen" begreift. Haben schon denkende Naturforscher gegen den Missbrauch protestiert, der in ihrer Wissenschaft mit dem Namen „Gesetze" getrieben wird, um wie viel mehr wird der Erforscher geistiger Phänomene heutzutage Ursache haben, nach dieser Richtung Vorsicht zu üben, er, vor dessen eigentliches Forum rein methodische Erwägungen gehören [35]). Und in diesem Betracht gerade im Hinblick auf die rechte Erfassung der Gesetzmässigkeit im Lautwandel möchten wir Einspruch erheben gegen die Bezeichnung der puren, nackten Thatsachen der Sprachgeschichte als „Lautgesetze", eine Bezeichnung, die, wie wir denn auch finden, noch niemandem etwas rechtes geholfen, sondern nur unsägliche Verwirrung angerichtet hat und fortdauernd anrichtet. Ich möchte das an einem Beispiel aus der Welt physikalischer Phänomene erläutern, wo naturgemäss alles drastischer ausfällt. Ein Stein wird geworfen. Er fällt und von dem ersten Moment, in dem er die Hand, die Schleuder oder das beliebige Instrument des Schleuderers verlässt bis zu seinem endlichen Aufliegen auf einer widerstehenden Fläche, gehorcht seine Wurfbahn der starrsten, unausweichlichen Gesetzmässigkeit. Gleichwohl wird niemand den Steinwurf selbst einem „Gesetze", etwa einem „balistischen Gesetze" zuschreiben. Dieser Wurf ist einfach eine Thatsache, deren gesetzmässigen Verlauf wir a posteriori einsehen, deren wirklichen Ausfall wir aber niemals a priori festsetzen, niemals vorausbestimmen können. Hierzu würde gehören, dass wir die den Steinwurf bestimmende Aktualität, den Kraftaufwand, die Wahl der Richtung etc. des Schützen als notwendig erkennen könnten, worüber uns bei dem Durchschnitt der Lebensäusserungen (nämlich insoweit diese frei, d. h. von unsrer Bestimmung unabhängig sind) eine Erkenntnis nicht zusteht und niemals zustehen kann. Ebensowenig aber wie bei dieser

Lebensäusserung eines Einzelnen, können wir bei der analogen eines ganzen Stammes oder Volkes, bei irgend einem beliebigen Lautwandel, den uns die Sprachgeschichte überliefert, von einem Gesetze sprechen, dem sie gehorcht. Denn, um bei dem obigen Vergleiche zu bleiben, man wird doch nicht von einem verschiedenen Fallgesetze am Balkan und an den Pyrenäen reden. Es kommt ja immer nur darauf an, wie die Steine geworfen werden, wie die einzelnen „Fälle" sind. Dass z. B. um Bekanntestes zu erwähnen, im Griechischen ursprünglich inlautende Spirans zwischen Vokalen ausfiel, dass in dem germanischen Zweige, den man als Westgermanisch bezeichnen will, eine gewisse Art der Synkopierung durchgeführt wurde, dass im Gotischen eine durchgehende Verwitterung der konsonantischen Wortausgänge eintrat so intensiv, dass die Sprache selbst nur durch Auskunftsmittel sich dagegen wehren konnte, ja selbst so plane, geradezu absolut konstante Lautveränderungen, wie deren etwa Ascoli in seinem IV. sprachwissenschaftlichen Briefe aufführt[36]): das alles ist nicht Lautgesetz, wir dürfen beileibe nicht sagen, das ging nicht anders, das musste so sein. Denn in hundert und aberhundert Komplikationen der verschiedenen Sprachänderungen ist dieses und andres immer wieder anders, abweichend, entgegengesetzt. Wir können nur (und zwar immer an der Hand der Erfahrung, vollständiger Induktion) das Faktum konstatieren, dass dem so ist, und dann erst versuchen, auf Grund der allgemeinen mechanischen und organischen Gesetzmässigkeit, deren übertragene Anwendung auf die Lautfügung möglich ist, zu zeigen, wie es im einzelnen notwendig verlaufen musste. Aber dass das Faktum überhaupt eintrat, Anstoss, Richtung, Intensität der Wirkung, kurz die Aktualität gerade dieser Aeusserung, wir können sie hier in der abgeschlossenen Gesamtheit der zusammengehörigen Sprachänderer, dem Stamm oder Volke, ebensowenig als notwendig induzieren oder deduzieren, wie dort bei dem Steinwurf des Einzelnen. Das sind eben Thatsachen, Thatsachen aber sind nun und nimmer Gesetze und aus Thatsachen folgen auch keine Gesetze, sondern umgekehrt die Thatsachen gehorchen dem Gesetze, das wir nur

aufstellen können, wenn und insoweit wir es auf Axiome unsres Denkens zurückführen dürfen. Eine ganze Welt von Thatsachen könnte uns nicht die kleinste Erkenntnis von Gesetzmässigkeit verschaffen, wenn die Erkenntnis, das Prinzip, aus dem Gesetze fliessen, nicht in uns läge.

Darum ist auch der mit einem solchen Aufwand von erbitterter Ueberzeugungstreue geführte Kampf über die „Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze“ überflüssig, wie er denn auch den Beteiligten nachgerade wohl anfängt lästig und langweilig zu werden. Denn das was man in der Sprachforschung seit etwa einem Menschenalter Lautgesetze nennt, nämlich die historischen Sprachänderungen, das eben sind gar keine „Gesetze“, sie verdienen nicht diese Bezeichnung und man braucht daher auch über ihr konstantes oder sporadisches Auftreten, ihre „Ausnahmslosigkeit“ nicht in prinzipiellen Bedenken zu stehen. Gesetzmässigkeit und mit ihr unbedingte Notwendigkeit liegt hier ganz wo anders: in den oben dargelegten allgemeinen Beziehungen der Lautstufen untereinander, in den absoluten Verhältnissen des Lautmaterials, die sich alsbald geltend machen, sobald und in dem Grade ihre Bedeutung als Elemente relativer Semantik zurücktritt. Was in aller Welt hat denn die Thatsache der jeweiligen veränderten Lautgestaltung einer Sprachgruppe mit der unbedingten Gesetzmässigkeit in der Lautfügung überhaupt zu thun? So weit und so intensiv der ihr zu Grunde liegende Faktor wirkt, wohin seine Richtung geht, dort und insoweit wirkt er selbstverständlich konstant. Aber wo das nicht der Fall ist, wo er eben thatsächlich sich nicht wirksam zeigt, wo ein andrer vorliegt oder jeder lautverändernde Impuls ausgeschlossen ist, ja wie soll er denn dann noch wirken, wie kann er in dieser Rücksicht von vornherein als ausnahmslos hypostasiert werden? Man wird auch bei näherem Zusehen sich leicht überzeugen, dass das, was wirklich den Charakter der Gesetzmässigkeit der Sprachforschung aufdrückt, jene übereinstimmenden Evolutionen der Lautfügung sind, die aus dem Verhältnis der Stufen zu einander hervorgehen. Nicht aber

das, was man jetzt gerade so nennt: nämlich irgend eine mehr oder minder typische Wendung, die eine Sprache oder Mundart gegenüber ihrem Stamme oder jeweiligem Zweigverwandten einschlägt. Daher wird es auch so schwer, diese vorgeblichen Gesetze zu formulieren, und man kommt damit niemals völlig zu stande[37]. An ihre Begründung endlich kann man gar nicht denken[38]. Ueber jene Grunderscheinungen aber ist man stets einig, wenn auch die Formulierung bisher eine mehr zufällige blieb und ihre Zurückführung auf Gesetzmässigkeit, ihre axiomatische Rechtfertigung auch nicht so einfach ist.

Wie können wir denn nun aber die im Lautwandel wirksame, seine Richtung, Gestaltung, Intensität bestimmende Aktualität fassen, welches ist die actio agentis, deren gesetzmässige Aeusserungen in den Thatsachen der Lautveränderung in der Sprachgeschichte uns vorliegen. Nun, die Antwort liegt sehr nahe, sie war den Alten so geläufig, wie ja aus den bekannten Wendungen: musices seminarium accentus, accentus anima orationis u. dgl. hervorgeht. Und gleichwohl war diese naheliegende Erkenntnis gerade der Aufblüte der Sprachwissenschaft in diesem Jahrhundert so fremd geworden, dass Karl Verner sie wie eine neue Wahrheit verkünden konnte, als er die merkwürdige, für unsre Sprache wichtigste Lautveränderung schlagend darauf zurückführte. Erst seitdem ist der Accent in umfassender, und wie man allseitig erkennt, erfolgreichster Weise für die Erklärung von Lautänderungen herangezogen worden, während für die frühere einseitig sanskritische Sprachvergleichung der Ausspruch Wilhelm von Humboldts[39]) charakteristisch sein dürfte, der das Sanskrit „die toteste der toten Sprachen“ nennt eben wegen des völligen Zurücktretens der Bedeutung des Accents. Allein eine methodische Ergründung der Natur und Wirkungen des Accents steht noch aus und erst von einer solchen, auf die weiteste Basis der natürlichen und künstlerischen Aeusserungen des Accents, auf seine individuellen, durch Temperament, Affekt u. s. w. bedingten Variationen gegründeten Erkenntnis lässt sich auch eine theoretische Bewältigung der Aetio-

logie des Lautwandels erhoffen[40]). Grade aus dieser einheitlichen Ursache, wie sie uns in der individuellen, charakteristischen Tönung einer Volks- oder Stammesgemeinschaft greifbar zum wenigsten für unser Gehör entgegentritt, fliesst jene merkwürdig geschlossene Einheit der sprachlichen Individualität, die uns viel schwerer greifbar ist: wie das Charakteristikum der unter Millionen kenntlichen und gleichwohl aus tausend besonderen Zügen zusammengesetzten Physiognomie auf eine innere Einheit zurückgeht. Daher das Schaffen des richtigen Sprach- und Dialektforschers dem des Porträtisten sich vergleichen lässt, der jener inneren Einheit in den verschiedenen Merkmalen des Antlitzes nachgeht. Erst auf dieser Basis lassen sich wirklich ethnologische Erklärungen von Sprachkennzeichen geben, die diesen Namen verdienen. Höhen- und Niederzug in der Lautskala, das was jenen Phonetikern und Sprachforschern dunkel vorschwebt, wenn sie immer wieder auf die berufene Verdumpfung hinauskommen, Bevorzugung eines der qualitativen Momente oder der Extreme, in vokalischer Hinsicht Längung und Kürzung, Konsonantenbildung auf der einen Seite, Synkopen und Aphäresen auf der anderen, in konsonantischer Beziehung Vokalbildung, vokalische Vertretung, Verhärtung und Erweichung bis zum völligen Schwunde (Verwitterung), um so im Allgemeinsten und Hauptsächlichsten zu sprechen — da haben wir das vielgestaltige Gebiet der materiellen Einwirkungen des Accents skizziert, die, wie man am deutlichsten bei der Gunierung, dem *κατ' ἐξοχήν* sogenannten grammatischen Wechsel bemerken kann, ja auch in formbildender Hinsicht eine Rolle spielen können.[41]) Denn der Accent, als eigentliches Lebensprinzip der Sprache, ist ganz folgerichtig zugleich ihr destruktives wie ihr konstruktives Element, und als solches tritt es denn, wie die Entwicklung grade der Tempora und Modi zu belegen scheint, mitunter ganz greifbar in Wirksamkeit. Wir werden uns in diesen bezugreichen Fragen nicht mit grammatischer und metrischer Terminologie begnügen können. Wir werden tiefer auf den Ursprung der lautlichen Energieerscheinung als allgemeiner Kraft und Lebensenergie zurück-

gehen, wir werden auch hier uns mit der Physik und Physiologie zu verständigen suchen müssen. Wir werden von dem Gegensatz potentieller und aktueller Energie zu unserm grossen Vorteil Akt nehmen und die organischen Aeusserungen der Motilität und Mobilität kausal und analogisch heranzuziehen Gelegenheit haben. Denn soviel muss die Wissenschaft nach diesen beiden Jahrhunderten der gelehrten Sprachverwirrung schon äusserlich einsehen: ausserhalb der strengen physikalischen Terminologie ist heutzutage wissenschaftlich kein Heil!

Es dürfte vielleicht Befremden erregen, dass bei dieser Auseinanderlegung der Gesetzmässigkeit und der primären Kausalität im Lautwandel eines Prinzips nicht gedacht worden ist, das grade in der allerneuesten Zeit zur Erklärung von Sprachänderungen wie ein alllösendes Zauberwort in Anspruch genommen worden ist: wir meinen das Prinzip der Analogiebildung. Allein wir haben dies mit vollem Bewusstsein unterlassen. Der Begriff der Analogie ist in der Wissenschaft zwar der denkbar weiteste und wir werden gleich sehen, dass sein Einfluss auf die neueste Sprachforschung zum guten Teile sich darauf gründet, dass er in allen Farben schillert und heterogene Vorgänge unter sich begreifen kann. Aber halten wir ihn einmal fest in jener Richtung, in der er sich neuerdings so ganz besonders hilfreich angeboten hat. Da deckt er nämlich den uniformierenden Zug, der durch die Sprachen geht, *entgegen* den selbständigen, individuell oder organisch eingeführten Bildungen zu *generalisieren*, irgend welche Lautform auf eine verschieden konstruierte oder eine beliebige Reihe solcher zu übertragen (συνεκδρομή der Alten). Mit der Gesetzmässigkeit im Lautwandel, wie wir sie auf die mechanischen und harmonischen Grundbedingungen des phonetischen als allgemein bezeichnenden Ausdrucks zurückführen konnten, hat nun ein solches Prinzip der Verwendung von Lautformen nichts zu thun. Es ist nicht recht verständlich, dass man es jemals Lautgesetzen hat beiordnen oder in einer Kategorie mit ihnen, es ihnen als gleichwertig hat entgegen wirken lassen können[42]. Prinzipien der lautlichen *Analogie* sind überhaupt keine rein phonetischen, keine

materiell lautbestimmenden und lautverändernden Faktoren mehr, sondern sie sind solche, aus denen Phonetik überhaupt erst folgt; keine Grundbedingungen des Bezeichnungsmaterials, sondern der Bezeichnung selber, morphologische (architektonische[43]) Prinzipien der Sprachbildung. Eine und zwar die letzte der bestimmenden Formen artikulierter Systematik, wie sie die Sprachwissenschaft als isolierendes, agglutinierendes und flektierendes System im Sprachbau der Völker abzugrenzen sich genötigt sieht, ist nun durch das jetzt par excellence sogenannte Prinzip der Analogiebildung bedingt[44]). Wir bezeichnen diese Form selbstständig als generalisierendes System oder als das der verallgemeinernden Analogiebildung. Jene Grundformen, gleichsam der sprachlichen Architektonik, über deren Beziehung, Ursächlichkeit, Bedeutung und —jeweilige durchgehende Geltung man historisch und anthropologisch sich so schwer Rechenschaft geben kann, vom Standpunkt der semantischen Systematik ermöglicht sich ihre kardinale Charakteristik. Es sind Stufen des allgemeinen bezeichnenden Vermögens, das hier im Besondern sich sprachbildend thätig zeigt und das erkenntnis-theoretisch auseinanderzulegen, auf seine psychischen Funktionen zurückzuführen unsere für unser Werk grundlegende Aufgabe sein musste. Es ist nicht etwa besonders merkwürdig, sondern durchaus konsequent und daher auch keineswegs als ein Spiel der Analogie, sondern als rationelle Erkenntnis aufzufassen, wenn wir in der Geschichte und den ethnographischen Verhältnissen der Musik genau die gleichen Stufen dieser phonetischen Architektonik wiederfinden. Wir benennen sie daher mit gemeinsamer Terminologie, der funktionellen Sonderung des psychischen Vorgangs entsprechend 1) die individualisierende (= isolierende), 2) schematisierende (= agglutinierende), 3) organisierende (= flektierende) und 4) generalisierende (= allgemein analogisierende) Stufe. Die Gründe, warum die Völker sich verschieden in der Ausbildung dieser Fähigkeit verhalten, warum viele im grossen ganzen auf den ersten Stufen stehen blieben, ohne sich zu den letzten aufzuschwingen, sind für uns natürlich ebenfalls nicht a priori ge-

setzmässig, sondern es sind reinweg Thatsachen der Völkerkunde, für die eine aprioristische Normierung nicht zulässig ist. Allein trefflich beleuchtet werden sie durch die Daten der Sprachentwicklung des Einzelnen, durch die pädagogische Induktion. Hier einzig haben jene beliebten Untersuchungen über die Kindersprache Platz, die in anderer Hinsicht z. B. für die Gesetzmässigkeit im Lautwandel ziemlich irrelevant sind, und die dem systematischen Sprachforscher oft zum Ekel werden können. Es ist ja nun allbekannt, dass die Sprachen derjenigen beiden Stämme, die überhaupt die letzten Stufen erreicht haben und diesem ihrem geistigen Uebergewicht auch ihre überwiegende Verbreitung danken, uns so bereits in den ältesten Denkmälern entgegentreten, die uns von ihnen vorliegen. D. h. sie haben die organisierende Stufe nicht nur schon erreicht, sondern vertreten sie bereits durchaus abgeschlossen und es ist zweifellos, dass das generalisierende Bestreben, der Trieb der organischen Bildung entgegen Analogien durchzuführen, jener mächtige Trieb, der später anwachsend soviel zur Vereinfachung und gleichsam Handlichmachung der Sprachen beigetragen hat, dass die verallgemeinernde Analogiebildung sich bereits zu regen beginnt. Gleichwohl ist es zu verstehen, dass die Sprachforscher namentlich beim ersten Aufkommen einer durchgreifenden Verwendung des Prinzips zur Erklärung von Sprachänderungen ältester und Erschliessung vorhistorischer Zustände in dieser Hinsicht Widerstand leisteten und zur Vorsicht rieten. Grade hiefür haben wir eine lehrreiche Parallele an der musikalischen Entwicklung. Im grossen ganzen müssen wir auch von den musikalischen Denkmälern sagen, dass sie für uns erst eigentlich auf der dritten, der organisierenden Stufe zugleich mit dem merklichen Einsetzen der vierten beginnen. Wir haben nur bei der jüngsten Kunst bereits die eben von der Sprache geschaffenen theoretischen Hilfsmittel, sie weiter zurückverfolgen zu können. Es würde nun gänzlich verkehrt sein, aus der generalisierenden Wirkung unserer jetzt allherrschenden Durtonart bereits in der Frühzeit jener alten organisierenden Kirchenmusik[45]) dieselbe z. B. auch bereits für die griechische

Tonkunst anzusetzen, wie dies nicht vor gar zu langer Zeit noch zu geschehen pflegte. Dies analogische Verhalten in der Gestaltung der melischen Systematik ist ein spätes Produkt reifer, aber zugleich für die Ausgestaltung selbständiger Variation abgestumpfter Zeiten, in denen das abgestufte aber schwerfälligere Tongefühl mehr und mehr in ein allgemein freieres künstlerisches Verständigungsbestreben übergeführt wird.

Genau so ist es denn auch in der Ausgestaltung artikulierter Systematik. Für alte Sprachzustände der flektierenden Stämme kann es keinesfalls angemessen sein, sich, wie es heute allgemein geschieht, völlig frei über das früher hoch gehaltene „Sprachgefühl“ zu Gunsten der Annahme generalisierend analogischer Bildungen hinwegzusetzen[46]). Wenigstens ist dies das Resultat rein methodischer Erwägung. In dieser Hinsicht stehen die neueren Sprachperioden in der That ganz anders vor uns, und zwar in immer steigendem Masse in den neuesten Zeiten. Eine im tiefsten Grunde generalisierende Sprache wie die englische kann uns bereits einen Vorgeschmack geben, woran die Sprache oder die Sprachen der Zukunft — seien sie noch so konservativ, wie z. B. die unsere, und trotz aller bewussten Hilfe, die ihnen jetzt bereits von gelehrter, pädagogischer Seite werden kann — einmal anlangen müssen. Ist es doch schon möglich, einzig auf Grund dieses letzten architektonischen Prinzips, auf eigene Faust Sprachen zu konstruieren; eine nur in der Praxis quere und schwärmerische, in der Theorie aber sehr wohl verständliche und in der Geschichte der Sprache und Terminologie nicht ohne thatsächliche Anhaltepunkte bleibende Idee, deren Ausführung eben nur sie selbst im Wege steht: nämlich die Möglichkeit, dass jeder sie fassen und in Scene setzen darf — und kann, wenn er Vorliebe, Lexika und überflüssige Zeit dazu hat.

Die Aufgabe der historischen Sprachwissenschaft ist durchaus keine so einfache und einheitliche. Mit diesem wichtigen zweiten Faktor, der Berücksichtigung des formgebenden Prinzips, ist ihre Methode noch immer nicht abgeschlossen. Wie der Architekt mit allen Plänen, Ornamenten

und Façaden noch nicht bauen kann, sondern auf sein Material, dessen Ausnützung und richtige Verwendung angewiesen bleibt, so helfen auch dem Sprachforscher alle phonetischen und morphologischen Prinzipien nicht über die Beschaffung des ganz elementaren Materials, nicht über das globtogonische Problem hinweg. Denn sonst baut auch er in die Luft und alle seine noch so scharfsinnigen Beobachtungen und phantasievollsten Konstruktionen zielen ins Leere. Wir werden hier wiederum zurückgewiesen auf das, wovon wir ausgingen, auf das phonetische Material. Allein es ist jetzt nicht mehr sein absoluter Charakter, als Klangerscheinung, sondern seine relative Bedeutung, seine Verwendung als Bezeichnungselement, die uns beschäftigen muss. Dies leitet auf den dritten allerwichtigsten der die artikulierte Systematik bedingenden Faktoren, den im Vergleich zu der Normativität der beiden ersten (des gesetzmässigen Lautwandels und der kategorischen Formstufe) eigentlich frei produktiven Faktor, die Ansetzung, die Wahl des Bezeichnungsstoffes überhaupt, Wortbildung, bezw. Neubildung, das was die ältere französische Sprachwissenschaft drastisch als die fabrique des mots bezeichnen mochte.

Wir betreten hier ein schlüpfriges Gebiet, auf dem es dem strengen Sprachforscher für gewöhnlich nicht sehr wohl zu sein pflegt. Hier beginnen die endlosen und unfruchtbaren Hypothesen der Ursprungstheorien, die Interjektions-, die onomatopoetischen Spielereien verstärkt durch das Kindergeschütz der Etymologisterei, die Willkür der eigensinnigen Herleitungs- und Stammbaumsmanie; phantastisches Unkraut, dessen allzu üppige Wucherung die Zeit besonnenerer Kritik niederzuhalten, aber keineswegs wurzelhaft zu vertilgen vermocht hat. Die Ursprungstheorien sind so gut wie vor Jahrtausenden im Schwunge, die Interjektionsspielerei hat durch den Darwinismus eine mächtige Förderung erfahren, Onomatopoesie findet man selbst in ernstesten Werken linguistischer Paläontologie[47]. Vor der in der Periode des Indogermanismus mit erneuter Wut auftretenden einseitigen Stammbaummanie hat erst Johannes Schmidt wieder die Sprachwissen-

schaft zurückzuleiten gesucht[48]). Es ist nichts damit gethan, sich über diese Dinge zu moquieren, ernsteren Falles sie überhaupt aus dem Rahmen der Sprachforschung hinauszuweisen[49]). Will man ein im innersten Keime falsch gestelltes Problem, wie z. B. das vom einmaligen historischen Ursprung der Sprache, aus der Wissenschaft fortschaffen, so hat das eben methodisch zu geschehen und man muss die richtige Fassung dafür an die Stelle setzen. Und wie ist es nun mit der prinzipiellen Fassung der Neubildungen, meiner Anschauung nach in ganz anderem Sinne der ultima ratio der historischen Sprachwissenschaft, als die Bildung nach Analogie? Und jene erschlossenen Formen, die ohne Anschauung ihres faktischen Wertes, ihrer räumlichen und chronologischen Beziehung in der Luft schweben, die, soweit sie Urformen darstellen einer Ursprache zu gute geschrieben werden, von der man sich systematisch keine Rechenschaft ablegt und der man nur immer eine leichte Variante des alten Wortes entgegensetzen kann: fuerunt poetae ante Homerum multi, nämlich es gab schon manche Sprachen vor der uns durch Erschliessung erreichbaren „Ursprache“! Konstatiert man aber einmal Neubildungen und konstruiert Grundbildungen, wie kann man dann vor der Frage nach der Möglichkeit wirklicher echter, also Urbildungen vogelstraussartig die Augen verschliessen? Sind diese doch von jenen genetisch in nichts unterschieden und nicht einmal die Stärke des Anstosses braucht es zu sein, die unter Umständen eine erste Bildung vor erweiterter Neubildung voraus hat.

Wir bestreiten auf das nachdrücklichste, dass diese Fragen ausserhalb der Grenzen der Philologie liegen. Im Gegenteil, sie gehören in ihr innerstes Bereich. Sehr frühe haben sie sich zu konsolidieren begonnen und zwar im Rahmen derjenigen Disziplin, die im Mittelpunkt der Philologie steht, der allgemeinen Poetik, die als solche auch die Rhetorik umfasst. Und da gehören sie auch hin. Man hat unbillig die antike Weisheit vergessen, dass Sprachbildung im weitesten Sinne ein dichterisches Vermögen, dass der Einzelne, der Dichter der eigentliche Sprachschöpfer sei. Dies grosse Ziel

antiker Spracherkenntnis gilt es wieder aufzustellen. Wir bedürfen nur dieser speziellen, rein interpretatorischen Aufgabe, nicht des Darwinismus, weder der Physiologie noch sonst einer naturwissenschaftlichen Disziplin, sondern der Philologe steht hier im Gegenteil auf seinem eigensten Boden. Nur muss er ihn richtig bewirtschaften. Wenn man statt der unfruchtbaren Streitigkeiten über nominale oder verbale Grundbildung[49a]), statt der tierischen Interjektionstheorie und der kindischen Onomatopoesie sich lieber in das Wesen (nicht das Gerüst) poetischer Figuren-, Formen- und Stillehre versenkt; wenn man einmal gründlich und methodisch den inneren Normen in Wechselwirkung mit den äusseren Einwirkungen nachzugehen versucht, die den Wortgebrauch in jeder Sphäre für Zeiten und Völker bestimmen, wenn man sich auf syntaktische Analysen aber systematisch im psychologischen und ästhetischen Sinne einliesse, die Vers und Prosa, die Motive individueller Willkür und die Effekte künstlerischer Norm gleichermassen berücksichtigen: ich sage, wenn solche Untersuchungen sich auch einmal planmässig zu einer methodischen Einheit zusammenschlössen, statt immer nur verzettelt zufälliger Liebhaberei zu dienen, so würde man mit Erstaunen zu der Erkenntnis — einer wahrhaften Erkenntnis — gelangen, dass es dieselben Momente sind, die der Schöpfung des Wortes wie seiner künstlerischen Verwendung zu Grunde liegen, dass der Ursprung der Sprache zu allen Zeiten vor uns liegt in den Schöpfungen der Poesie. Man würde erkennen, was das „Wort im Anfange" nicht etwa war, sondern noch immer ist, keine mystische Botschaft, herabgesandt aus höherer Welt, kein tierischer Schrei, gemodelt am Gängelband physiologischer Mechanik, sondern freie Schöpfung, *ποίησις*, des Menschen. Ja, das Wort ist thatsächlich nichts anderes, und kann notwendiger Weise gar nichts anderes sein, als das uns grade aus den Urzeiten der Poesie, nicht zufälliger Weise, so wohlbekannte „stehende Epitheton" bezw. die stehende Periphrasis, und alle seine Wandlungen sind zu erklären, aus den beiden absoluten d. i. stetig wirksamen geistigen Faktoren, die in der Bestimmung

und Veränderung der Künste und mit ihnen aller Kultur beständig sich die Wage halten: dem absoluten Streben nach Verdeutlichung (Differenzierungsbestreben) und dem ebenso absoluten Streben nach Einheit in der Bezeichnung (Ausgleichungsbestreben)[50]. Wir können sie sehr wohl begreifen als die polarischen Grundbedingungen der geistigen Phänomenologie, als die Expansiv- und Kontraktionskraft, die in der geistigen Welt überhaupt zur Geltung kommen, dem Progressions- und Konservierungsbestreben. Wie wir die Accente als die treibenden Kräfte im Lautwandel ausfindig machten, so erkennen wir diese Bezeichnungsstrebungen als die treibenden Grundkräfte im Wortwandel. Der leichtplaudernde, aber dabei tiefer als die Herde kompilatorischer Imitatoren eindringende Dichter begnügte sich mit einem ironischen Seufzer dem „usus" arbitrium, jus et norma loquendi zuzusprechen. Nun, rücken wir ihm wirklich einmal ernstlich nahe, diesem noch aus der antiken Welt herüberragenden despotischen Gotte der Sprache und wir wollen sehen, ob nicht auch er der neuen Ordnung weicht, die eine reinere Erkenntnis des Weltprinzips in der Natur der Dinge nachgewiesen hat. Zwar massen wir uns nicht an, die Schicksale der Sprachen zu „berechnen", massen uns noch weniger an, wie vergangene Zeiten, drakonisch zu dekretieren, quae jam cecidere cadentque, quae nunc sunt in honore vocabula, — ähnlich wie man das Geschäft der Sterndeutung aufgab, als man dem Prinzip der Bewegung der Himmelskörper auf die Spur gekommen war. Dafür wollen aber auch wir den historischen Grundbedingungen nachgehen, die der Bewegung der Sprachkörper, um im Vergleiche zu bleiben, der Worte, immanent sind, wenn auch deren faktische Wirksamkeit im einzelnen Falle, ihre Aktualität, sich niemals unter irgendwelche absolute Normen bringen lässt und sich daher auch unserer nur auf das Wirkliche der Erfahrung angelegten Erkenntnis entzieht. Damit wird auch das Werden und Vergehen in dieser verworrenen, der Willkür scheinbar so unterworfenen Sphäre in die Klarheit, wenn auch nicht der äusseren strengen, mathematisch bestimmbaren, in sich geschlossenen Gesetzmässig-

keit der physischen Sphäre, so doch in die Gewissheit des innerlich Notwendigen der geistigen Sphäre treten. Wir werden nicht bloss zufällig nach zerstreuter Kenntnis, sondern, vielmehr methodisch in unserer Erfahrung scheiden lernen zwischen dem, was fester Stamm bleiben muss und was Triebe, Blätter, vorübergehende Ranken sind an dem unablässig sich wandelnden und dennoch immer gleichen Sprachbaume.

Und das, sollten wir meinen, wäre denn doch schliesslich auch das letzte und nicht geringfügige Ziel der Sprachgeschichte, das sie von ihrer Seite aus mit der Geschichtswissenschaft überhaupt teilt. Den Wahn von einer nach festen „Naturgesetzen“ sich abwickelnden mechanischen Veränderung eines vorgeblichen autonomen Sprachorganismus und damit einer „absoluten Methode“ der Sprachgeschichte haben wir zerstören müssen. Dafür tritt aber alsbald der durch jenes — wie überall so auch in der Wissenschaft übelstehende — affektierte Bestreben zurückgedrängte pädagogische, hodegetische Charakter auch in diesem Zweige der Geschichte ernst und Achtung gebietend hervor: die Würde der magistra vitae, die auch hier aus dem Vergangenen das Gegenwärtige verstehen und — beherrschen lehrt. Niemand lasse sich doch auch auf diesem Felde durch den trügerischen Schein eines überfliegenden Vernunftgebrauchs täuschen und bestimmen, für erträumte Schätze angeblich exakter Resultate die wahren — nämlich die einer hohen niemals abgeschlossenen praktischen Bestimmung — zu verschleudern. Teilt doch auch die Sprachgeschichte durchaus trotz der in ihrer immanenten Normativität leichter zu beherrschenden Natur ihres Materials das allgemeine Schicksal der Philologie und der historischen Wissenschaft überhaupt: mit Hilfe der geschulten Phantasie, des Verständnisses zu rekonstruieren, was sich allermeist der unmittelbaren Probe entzieht. Denn grade das, was die historische Sprachwissenschaft in ihrer letzten Periode als gesetzmässig hinstellen zu können glaubte, die Anstösse zu den sie beschäftigenden Veränderungen und Umgestaltungen: gerade das haben wir als reine Thatsachen, als unserer Berechnung sich völlig entziehende Aeusserungen des Lebens

(der Aktualität) erkannt. Reine Thatsachen aber bedürfen zu ihrer absoluten Konstatierung des vollständigen Induktionsbeweises, der nirgends und niemals möglich sein kann, da unsere Kenntnis stets beschränkt bleibt und viele, vielleicht hauptsächliche Momente ihr fehlen können. Man werfe doch nur einen aufmerksamen Blick auf die prototypischen Verhältnisse in der inquisitorischen Gerichtsbarkeit. Hier von starren Maximen, unverbrüchlichen Normen auszugehen, gilt mit Recht als „Vorurteil" und „Voreingenommenheit" und wird streng verurteilt in der öffentlichen Meinung. Ein möglichst vollständiges, möglichst einleuchtend gruppiertes Plaidoyer ist das einzige, was die historische Kritik auch in der Sprachwissenschaft verlangt. Ihr Urteil darüber steht dahin. Man kann durch Häufung der Indizien — nach jener von Gauss zuerst bewusst in die allgemeine Wissenschaft eingeführten Methode — Wahrscheinlichkeit der Wahrheit wohl annähern. Und so verstanden auch Jakob Grimm und Bopp die linguistische Detailforschung. Allein Wahrscheinlichkeit wird doch darum niemals „absolute" Wahrheit und darum muss das Urteil in der sprachgeschichtlichen Untersuchung sich hüten, apodiktisch aufzutreten. Zumal ihm nun grade wieder aus der in anderem Betracht zuverlässigeren Natur ihres Materials eine meist ganz unerwartete und darum um so verwirrendere Schwierigkeit erwächst: nämlich die Ungewissheit hinsichlich der Gruppierung, der Einreihung seiner Beobachtungen, die aus der im Eingang von uns erörterten Stetigkeit, dem kontinuierlichen Uebergange in den Wirkungen dieses Materials mit Notwendigkeit folgt. Keine Wissenschaft sieht sich daher in ihrem Material wiederum so auf Unkontrollierbarkeit (stetiger Uebergänge) und Unsicherheit der Data (hinsichtlich ihrer Auffassung) zurückgeworfen, als grade die hier ihrer Prinzipien so sichere Wissenschaft der phonetischen Gesetze. Kein Wunder, dass so die Deutungen der Vorgänge sich im Kreise zu bewegen beginnen und z. B. jene anfangs als argumenta irrefutabilia auftretenden epigraphischen Belege nachgerade nur noch sehr wenig Eindruck machen, wenn nicht systematische Erwägungen

ihnen zu Hilfe kommen. Denn es ist zunächst im einzelnen Falle niemals sicher bestimmt, was sie eigentlich ausdrücken wollen. Was nun die technischen Hilfsmittel der neuesten Zeit z. B. der astronomischen Wissenschaft leisten, ihre Beobachtungen, die sonst auch nur zerstreut, diskret sein können, zu kontinuierlichen abzurunden, das kann selbst die ununterbrochenste Folge graphischer Denkmäler, wie sie kaum irgendwo und wann, phonetisch treu vorliegt, der Sprachwissenschaft nicht gewähren. Und zu verklungenen Lauten entschwundener Sprachformen kann auch der Phonograph nicht dringen. Hier nun bewähre sich wieder umgekehrt jene andere Seite der allgemeinen historischen Methode, die aus der Gegenwart auf die Vergangenheit wenigstens zurückzuschliessen sucht. Auch bei Sprachzuständen kann letztlich einzig die Gegenwart uns eine freilich beschränkte Anschauung davon geben, wie das Vergangene geworden ist. Vergessen wir daher neben der Vergangenheit, die unsere Zeitschriften, Hörsäle und Seminare meist so ausschliesslich beschäftigt, auch des immer fortgehenden, niemals versiegenden Augenblicks-Lebens der Sprache nicht, gehen wir nicht gleichgültig am Dialekt, nicht vornehm am Patois, am Jargon vorüber! Beachten wir auch die oft eigenartig genug gestalteten „Sprachblüten“ in Amt, Geschäft, Gesellschaft, Litteratur! Sammeln wir die Kuriositäten der Zeitung, der Tribüne, des Theaters: und oft werden uns Aufschlüsse über Erscheinungen aufgehen, bei denen uns die vollständigste historische Kenntnis im Stich gelassen hat.

Anmerkungen.

[1]) Plut. plac. phil. 4, 4.

[2]) Vgl. die feinen Ausführungen von Helmholtz, die neueren Fortschritte der Theorie des Sehens. Popul. wissensch. Vortr. 2, 97.

[3]) Aehnlich formuliert diese Forderung bereits Wundt, Physiol. Psychol. Kap. 10, S. 668.

[4]) E. du Bois Reymond z. B. zeigt in seinem bekannten negierenden Vortrage (Ueber die Grenzen des Naturerkennens. Die 7 Welträtsel, S. 83) Verständnis für die Notwendigkeit einer solchen wissenschaftlichen Einsicht.

[5]) So wenigstens ist vom ersten theoretischen Gebrauch an die etymologische Auffassung von μέλος, die sich dann auch auf unser Lied („Glied") übertrug. Ursprünglich mag es damit anders stehen. Für die Sprache hat, wo nicht übertragene Bezeichnungen aufkommen (wie gleich in dem deutschen Worte, dessen Etymologie [prēhhan?] auch keineswegs spruchreif scheint), das hauptsächliche wirksame Organ (zunga, gizungi, γλῶσσα, lingua und ihre Abkömmlinge, język u. s. w.) sich allzeit ausschlaggebend erwiesen.

[6]) Neuerdings hat Liskovius (gegen Helmholtz und Donders) physiologisch die Einheit der Sing- und Sprechstimme wieder verfochten. Häufig citiert wurde in früheren Zeiten Cic. Orat. XVIII „est etiam in dicendo quidam cantus obscurior". Sieht man aber die Aufstellungen mancher neuerer (meist sächsischer!) Phonetiker, z. B. Merkels, so sollte man meinen, dieser Cantus läge so plan und offen, dass der Komponist ihn bloss nachzuschreiben brauchte, was bei Rich. Wagner und seiner Schule (Köhler z. B.) denn auch Lehrsatz geworden ist. Bei griechischen Musikern (z. B. Bacchius sen. p. 16 M.) findet man als Unterschied der ἐμμελής von der λογικὴ φωνή die διαστηματική bezw. συνεχὴς κίνησις angegeben (vgl. Heinr. Bellermann, die Grösse der musikal. Intervalle als Grundlage der Harmonie, Berlin 1873,

S. 3 f.), also offenbar die geregelte Intervallbewegung oder die freie Tönung der Kehlkopfstimme. Denn auf die Artikulation selbst ist, soweit sie den Lautstand einer bestimmten Sprache oder Sprechweise repräsentiert, der Unterschied nicht anwendbar. Diese ist in ihrer Weise gleichfalls streng διαστηματική.

7) Eine rückhaltlose Aussprache einer bez. Einsicht finde ich neuerdings bei Schuchardt am Schlusse seiner Schrift „Ueber die Lautgesetze" (Berl. 1885, S. 36 ff.) Doch ist es unrecht, dass Schuchardt für die auffallend unsicheren Verkehrsverhältnisse auf diesen wissenschaftlichen Gebieten den Namen „Philologie" — gleichsam die Regierungsform dieses Landes — verantwortlich macht, der man doch im Gegenteil dankbar sein sollte, dass sie, allen autokratischen und faktionellen Ansprüchen entsagend, einzig die allseitige Vertretung des Wortes und zwar nach bewährter Tradition streng im kritischen Sinne in den Vordergrund stellt.

7a) Schleicher, Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft, S. 6, Comp.[3], S. 4.

8) Gaudentius, Bacchius sen. Ptolemaeus. Die Unterschiede des φθόγγος von ἦχος, ἠχή sind: das Festhalten der Stufe (ἕστηκεν ἐπὶ μιᾶς τάσεως); die Identität im Gebrauch (ὅμοιος ἐστιν ἑαυτῷ) also systematische Verwendung; die Breitenlosigkeit (ἀπλατής ἐστιν), d. i. die gleich der Linie nur auf Begrenzung gestellte Natur. ἠχή aber durch „Laut" zu übersetzen (wie Bellermann a. a. O.) führt zu Missverständnissen; der Sprachgebrauch des Wortes ist „Schall" im allgemeinen, jedoch mit Beziehung auf seine elementare, meist regellose Erscheinung (s. Hom. Il. 2, 209. 23, 213 u. vielf.)

9) Significabilis vox, Varr. LL. 6, 52. Dagegen ‚brutum', wie Plin. 2, 113. Für die alte Grammatik erscheint dies durchweg als genetischer Gegensatz. Mystik und Skepsis haben ihn allzeit gern zu überbrücken gesucht, um die Tiere zu Lehrmeistern der Menschen zu machen, vornehmlich in der Zeit des Humanismus (vgl. des Verf. Poetik der Renaissance Berl. 1886, s. 10 u. ö.), aus deren bez. Velleitäten sich meiner Ansicht nach hauptsächlich Descartes' auffällig schroffes Veto in dieser Angelegenheit erklärt. Zur Mode und fanatischen Glaubenssache aber ward die Sucht diese Dinge zu verwirren erst durch Darwin, der — wie sein Schüler Spencer — die Musik ganz ernsthaft als einen Atavismus (aus der Vogelzeit?) erklären zu müssen glaubte, hinsichtlich der Sprache zwar seine Verlegenheit eingesteht (s. z. B. Abstammung d. Mensch. II, 343 f. der deutschen A.), dafür aber seine Anhänger um so mehr anstachelte, die vermeintliche

„Lücke“ auszufüllen. Unter diesen wird Laz. Geiger stets den Ruf der Originalität, des Fleisses und der Konsequenz behalten, wenn auch längst niemand mehr seine aus dem „Sprachschrei mu“ (Urspr. S. 159 ff.) in des Wortes verwegenster Bedeutung herausgekaute und geschmatzte Sprachgenesis anders denn als gelehrte Kuriosität belächeln wird. Es ist Steinthals Verdienst, die „Zufallstheorie“ durch die zwanzig Bände seiner Zeitschrift unermüdlich bekämpft zu haben. Steinthals „Reflexlaut“, aus seiner Anschauung, dass die Apperzeption psychisch notwendig mit Ausstossung (?) eines Lautes verbunden sei, hervorgegangen (s. Steinth. Urspr.[3] 133), führt teils W. v. Humboldts bekannte „innere Form“, teils Heyses (System der Sprachwissensch. § 29, 39) „intellektuelle Interjektionen“ weiter fort, hat aber in ihm selbst und den an ihn angelehnten Theorien (z. B. Lazarus im 2. Bde seines Lebens der Seele) mannigfache Wandlungen durchgemacht. Zur Kennzeichnung der gegenwärtigen Trübung des Urteils zwischen bezeichnendem und brutem Ausdruck diene z. B. die Huldigung, die nicht etwa einer der die Zeitungen damit füllenden Reporter, sondern Paul in seinen Prinzipien der Sprachgeschichte[2] 150 f. der „Tiersprache“ darbringen zu müssen glaubt.

9 a) Allgem. Linguist. Alphabet, Berl. 1855, S. 24.

10) Acte II, Scène VI, Acte III, Scène III (Oeuvres II 356 s. 368 s. der éd. 1872).

11) Traité d'Acoustique (1809). Gilberts Annalen B. 76 (1824) 191 ff. Voraufgehende Ansätze (Reyher, Hellwag, Flörcke), die natürlich weder den grossen Zusammenhang noch die methodische Um- und Vorsicht des Meisters der Akustik für sich haben, behandelt, gelegentlich stark überschätzend, M. Trautmann (die Sprachlaute Lpz. 1884—86, S. 45 f., 57 f.). Die zu ihrer Zeit viel berufenen Versuche der Wiener Mechaniker Kratzenstein und v. Kempelen hatten zunächst wesentlich den praktischen Zweck einer künstlichen Nachahmung der Sprache.

12) Poggendorfs Annalen 24, 397—437. Transact. of Cambridge Philos. Soc. III 231. — London and Westminster Review Oct. 1837.

13) Abh. d. Bair. Ac. 1859 Nr. 18 ff. Poggend. 1859. 10. Arch. f. d. holl. Beitr. zur Natur- u. Heilk. B. 1. 2. 157. Helmholtz Lehre v. d. Tonempfind. 1. Aufl. 1862.

14) Schon wie wir überhaupt dazu kommen, bei der Schallauffassung von Höhe und Tiefe und von Stufe u. dgl. zu reden, ist ein Grundproblem, um das man sich besten Falles stillschweigend herumdrückt. Gleichwohl ist eine Grundauffassung, in der alle

Völker und Zeiten einig sind (Stumpf hat im 1. Bde seiner Tonpsychologie darüber vergleichende Untersuchungen angestellt; selbst die auffallendste Ausnahme, die ὑπάτη, der tiefe Ton des griech. Heptachords, ist nur scheinbar, wie ich im „System der melischen Phonetik" zeigen werde), viel zu wichtig, als dass ihre Voraussetzungen durch phantastisches oder mystisches Geplauder als erledigt angesehen werden könnte.

15) Helmholtz, Tonempfindungen 3 187 f.

16) Die „Nasalierung" — wo sie nicht im individuellen Falle pathologisch bedingt ist, eine Artikulationsunart, mag sie auch schliesslich bei ganzen Völkern auftreten — stellt genau, wenn auch weniger schön den Effekt der Blasinstrumente mit Knickung des Ansatzrohres (Oboe, Fagott) dar. Dass sie an sich, nicht als Folgezustand, wozu auch die besonders durch Anlegen des Gaumensegels leicht eintretende Konsonierung (ng u. a.) gehört, die Vokalisationsstufen transponiere, dafür ist gar kein Grund; ebensowenig daher für die pedantische Gepflogenheit der neuesten Phonetiker diese Unart besonders zu klassifizieren als „das System der genäselten Vokale" (!). In der idg. Sprachforschung ist gegenwärtig die Nasalierung (Nasalinfigierung) eine Art Wünschelrute geworden, mit der man die verzwicktesten Lautübergänge hervorlocken zu können meint; nicht bedenkend, dass man dadurch den ehrwürdigen Urvätern, gleichgültig wann und wo, eine chronische Rachenaffektion imputiert, die sporadisch aber länger grassiert haben muss, als voraussichtlich ‚nasalis sonans' in der Ursprachenforschung. Denn in der Nasalierung ein Artikulationsmittel und somit ein glottogonisches Moment zu sehen, werden uns ihre Liebhaber wohl nicht einreden wollen.

17) Dass die menschliche Stimme ein einzigartiges Instrument ist, nämlich ein lebendiges (eine organische gedeckte Pfeife bezw. organischer verstellbarer Hohlraum), dem durch die unendlich vielgestaltige Mitwirkung der Zunge und Lippen eine geradezu unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von Klangwirkungen (darunter auch die des Bogen- und Schlaginstruments) zu eigen wird, muss mit Bedeutung vorangestellt werden. Gleichwohl sind diese Klangwirkungen nicht streng geschieden, sondern eben lebendig vermittelt, ineinander übergehend. Akustiker wie Lautphysiologen scheinen dies mitunter zu vergessen und machen den Menschen zum Sprechautomaten Kempelens, worin sie die heutige Sprachwissenschaft gelegentlich leider nur bestärken kann. Die menschliche Stimme hat daher in ihrer vielfach abgestuften Klangfarbe eine durchgehende

Färbung, die sie unter den Instrumenten für sich hat und von der man, wie oben bemerkt, bei der Tongebung nicht abstrahieren kann (was v. Quanten [Pogg. Ann. 154, 271—94, 522—552] richtig erkannt zu haben scheint). Von dieser Färbung stellen nun die Vokale die verschiedenen Höhenstufen dar, die keineswegs absolut, sondern ihrer Natur nach in Relation unterschieden werden und zwar auf zweierlei Weise: 1) durch den Kehlkopf allein (vgl. Brücke Grundz. S. 18) auf ziemlich unvollkommenem (tönendem) Wege, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man (womöglich mit festgehaltener Zunge) bei aufgesperrtem Munde Vokale zu discernieren versucht; 2) auf vollkommenem (geflüstertem) Wege durch die Verstellung des Hohlraumes der Mund- und Rachenhöhle unter starker Zuhilfenahme der Zunge (wie man leicht feststellen kann dadurch, dass man versucht, mit festaufliegender Zunge Vokale zu flüstern). Diese Doppelgenesis der Vokale erklärt einerseits die Möglichkeit ihrer Verwendung beim Gesang, wo die Mundhöhle die Vokale, der Kehlkopf die Tonhöhen übernimmt, andererseits die Scheidungen der Akustiker wie Willis (Ueber Vokaltöne und Zungenpfeifen, Poggend. Ann. XXIV, 379 bis 437, Transact. of the Cambridge Phil. Soc. III, 231) zwischen primärem und sekundärem Ton, da bei lautem Sprechen beide Weisen der Vokalerzeugung in Wirksamkeit sind. Dass diese nun durchaus lebendig, d. h. frei wirkt und die Einheit ihres Verständnisses daher nur in prinzipiellen Verhältnissen gesucht werden kann, beweist nichts deutlicher, als gerade die abweichenden Aussetzungen der Akustiker für die absoluten Höhen, während in der Relation innere Uebereinstimmung ist. Das System wird die einzelnen Ansetzungen der Phonetiker wie Akustiker, ja sogar der Anatomen in dieser Rücksicht genau erklären können, zugleich wie so seltsame Auffassungen möglich werden, wie sie sich z. B. in der harmon. Skala M. Trautmanns (Die Sprachlaute, Lpz. 84—86, S. 40) finden. Dass in der Flüsterstimme der Geschlechts- und Altersunterschied der Tonhöhe wegfällt, ist leicht zu konstatieren. Es ist daher die von Wheatstone (Lond. u. Westminst. Rev. Oct. 1837) eingeleitete, von Helmholtz (Tonempf.³ 162 ff.) fein ausgebaute Vokaltheorie durchaus annehmbar und nur in ihrer Absolutheit nach der erkenntnistheoretischen Seite hin zu stützen, wobei dann die Einwürfe v. Quantens und anderer dagegen radikal zu beseitigen wären, obwohl dies Helmholtz in der 4. Aufl. seines Werkes (181—185) in seiner Weise bereits ganz glücklich gethan hat. Ueber die Differenzen in den absoluten Tonhöhen der Einzelnen s. die Tabellen von v. Zahn in dessen Schrift Akust. Analyse der Vok. S. 29.

[18]) Den Ausdruck „Modalität“ hierfür einzuführen, wie dies Helmholtz gelegentlich (gegenüber Fichtes freilich metaphorischen „Qualitätskreisen“) versucht, ist nicht recht statthaft, da dieser Terminus erkenntnistheoretisch (im Sinne der Kantschen Kategorienlehre) schon beschlagnahmt ist und man in diesen letzten Erfahrungsbegriffen so eindeutig als möglich in der Bezeichnung sein muss.

[19]) Ich habe in meinen Untersuchungen an der Hand seiner Geschichte eine Kritik dieses Terminus versucht, die belegen kann, welch wenig heilsamen Einfluss er durch Kants doppelte Verwendung (als empirische und formale App.) gerade auf die Theorie der Sinneswarnehmungen geübt hat (die für sich keineswegs zur Logik gehört). Ob man seiner aber so bald wird entraten können, ist fraglich, wegen des beispiellosen Glückes, den dieser Ausdruck durch Herbart gemacht hat.

[20]) Die historische Wurzel dieser Erkenntnis, soweit sie greifbar ist, liegt im Aristoteles, dessen ganze Philosophie man recht eigentlich als eine Theorie der Qualitätsurteile bezeichnen kann; so sehr, dass sie gerade nach dieser Seite späterhin zu den schlimmsten Abwegen führen musste. Merkwürdig ist es — gerade hier für unseren besonderen Zweck — dass er das Correlat der Tendenz als das „ἀνώνυμον“ bezeichnet (Eth. Nicom. II, 7) und konstatiert, dass es vieles dergleichen gebe, darunter auch das mittlere zwischen „schlecht“ und „gut“ (Metaph. VIII 6. Eth. Nic. IV. 10 bei Lersch a. a. O. III 37). Vgl. das „je ne scai quoi“, „non so che“ u. dergl. des 17. Jahrh. (s. des Verf. Poet. der Renaiss. S. 381 u. a.). Eine besonders grundlegende Rolle spielt die Tendenz (appetitus, agendi conatus, tendance) in der Leibnitzischen Erkenntnistheorie (Monadologie Nr. 15, op. phil. p. 158. 464), aber zur Charakterisierung der Aktualität in der Wahrnehmung überhaupt (s. Kuno Fischers Darstellung, Geschichte der neueren Phil. II 417 ff.).

[21]) Ich muss es hier bei diesen Andeutungen für die wenigen, die für diese schwierigen Forschungen in Frage kommen, bewenden lassen, da in diesem Falle das Verschweigen systematischer ist, als das Zuvielsagen ohne den ganzen theoretischen Untergrund, den ich hier nicht geben kann. Auch in Einzelfragen, wie die der qualitativen Auffassung der repräsentativen Tonreihe (zwischen zwei benachbarten Aequisonanzen), deren ästhetische Notwendigkeit (im Gegensatz zu der rein quantitativen Beurteilung) schon Mor. Hauptmann wenigstens anerkannte (s. Natur d. Harm. u. Metr. S. 4), kann ich hier nicht eintreten. Diese bleibt der spez. Erörterung im System der melischen Phonetik vorbehalten.

[22]) Besonders markant das Verhalten des velum palati s. Brücke, Grundz. S. 27. Czermaks Versuche, Wien. Ak. 24, 4. Moleschott, Untersuchungen zur Naturl. 5, 1. Merkel, Laletik 62 f. 307. Wenn sich übrigens in den Vokalschemen einiger Phonetiker das reine a nicht in der absoluten Mitte der Reihe befindet, so haben sie mit dieser Ansetzung eine durchgehende Eigentümlichkeit der Qualitätsreihen getroffen, die ihre tiefe Bedeutung hat. — Die Indifferenzlage des Organs giebt nach Kudelka (das Lautsyst. des Hr. Brücke S. 19) das o. Aber es ist misslich, diese überhaupt mit einem — noch dazu artikulierten — Laute verbinden zu wollen, da seine Hervorbringung allein sie schon verschieben muss.

[23]) Eine entschiedene Einsicht von der Unzukömmlichkeit aprioristischer Lautstufen (auch Brücke postuliert das a i u und spricht vom a als „ursprünglichem Vokal") habe ich nur bei Kudelka gefunden (a. a. O. u. Analyse der Laute, Linz 1856). Welche Proportionen hier wirksam sind und dass — wie aus den übereinstimmenden Ansetzungen der Akustiker praktisch zu ersehen — die Aequisonanz (im harmonischen Sinne) den Ausschlag geben muss, dies alles auszuführen, muss der systematischen Erörterung aufgespart bleiben.

[24]) Gegen die Scheidung ist unter den Phonetikern Thausing (Natürl. Syst. 28) aber nur seinem Urlaute a zu Gefallen. Die Einteilung in Stimmlaute und Geräuschlaute (Sievers Phonet. 40) hat dies gegen sich, dass man die Momente des Uebergangs (und nicht bloss bei den sogenannten Liquiden) unmöglich feststellen kann, woran eben auch die Aufstellung einer bestimmten „Mittellautklasse" (ἡμίφωνα, semivocales bei den alten Gr., vgl. Lersch, Sprachphil. der Alten II 73, in neuester Zeit wieder bei M. Trautmann, Anglia I 588, dagegen dessen Sprachlaute § 90) scheitert. Die vorgebliche „Kehlkopfprobe" (Kempelen 232, Sievers 12 nach Brücke, Wien. Sitz. Ber. math. nat. Kl. 28, 69 f.) ist keineswegs angethan, einen absoluten genetischen Gegensatz zwischen tenuis und spirans einerseits und „tönender Media" (nebst weichem s, sog. engl. z und v) zu begründen. Denn es kommt meinen Beobachtungen nach nur auf die geringere oder grössere Weite der Mundöffnung an, um das charakteristische Vibrieren des Kehlkopfs (beim Tönen der Stimmbänder) vermöge grösserer oder geringerer Resonanzbildung zu erhöhen oder zu vermindern. Tenuis und harte spirans bei geringer Oeffnung wirken dann tönender, als media und weiche spirans bei weiter. Nur setzt sich das Plus von potentieller Energie in Hervorbringung des Explosivlauts eben von Natur in grössere Mundöffnung

um. Wo dies aber auch bei der Media etc. oder überhaupt der Fall ist, wie in roher Aussprache, dann treten jene Aequivoken des Konsonantismus ein, wie sie uns in der Schreibung z. B. der Negersprachen gegenwärtig deutlich genug werden können. Ich halte überhaupt das Wiederaufbringen des alten Schlagbaumes zwischen „Stimmhaft“ und „Stimmlos“ in diesem Jahrhundert (merkwürdigerweise auch bei Joh. Müller, Physiol. II, 237, der in analogen optischen Fragen anders urteilt) — eine unglückliche Nachwirkung der alten „muta“ (Quintil. 1, 4, 6 griech. τὰ ἄφωνα Plato Theaet. 203 b. Crat. 343 d.), der man sich doch endlich entschlagen sollte, über die aber gleichwohl bereits eine unermessliche Litteratur angewachsen ist — für keineswegs geeignet, die Anschauungen über die Elemente der Lautwissenschaft zu klären. Rumpelt und Sievers, die den Unterschied in die Energie verlegen, wollen das Rechte aber auf halbem Wege und sind daher nicht durchgedrungen. Es giebt nur melische (Kehlkopf-) und rein spiratorische (Flüster-)Artikulation, sonst nichts. Stimmlosigkeit in den Lauten ist wie Lichtlosigkeit in den Farben (absolutes Schwarz) ein Nonsens. Was man sich neuerdings (vgl. Flodström, Bezzenb. Beitr. VIII 1 ff. Sievers Phonet.[3] 33 ff. Brugmann, Grundr. I § 16. 320) unter dem „lautlosen Augenblick“ im „Verschlusslaut“ (!) anders vorstellen kann, als — Stottern, ist mir unerfindlich. Hier „Pausen“ heraus zu analysieren, führt zur Annahme qualitativ unterschiedener Lautlosigkeit, einer recht anmutenden wissenschaftlichen Vorstellung. Die Tönung in den Artikulationen entspricht überhaupt in allen Punkten genau der Beleuchtung bei den Farben. Es ist besser, von Sonanten und Konsonanten (Freilauten und Verschlusslauten) zu reden, als vom Vokal (einem medius terminus) und Konsonanten.

[25]) Sie verdichten sich im Extrem zu Spiranten und erstarren endlich zu Explosiven. Nur so lässt es sich auch rechtfertigen, dass man im Ernste an eine Messung der Tonhöhe der Konsonanten gehen konnte, wie dies Merkel, Bell, Kräuter und besonders Michaelis versucht haben mit sehr verwirrendem Erfolge, wenn man nicht festhält, dass der sonantische Grundlaut alles vermittelt: i für das dentale, u für das labiale, a für das velare (wie man mit Brugmanns Grundriss am besten konsequent sich ausdrückt) Gebiet im allgemeinsten gesprochen. Die besonderen Ansetzungen sind hier keineswegs so plan und einheitlich, dass sie sich so ohne weiteres schematisieren lassen, wie in den Tabellen der Phonetiker. Das instrumentale Element hat schon Chladni berücksichtigt. Die Zwischengebiete sind den Zwischenstufen der Skala parallel.

[26]) Im Idg. werden i und u in sonantischer und konsonantischer (i, u) Funktion angesetzt. „Es ist jedoch nicht möglich, sie von den idg. Spiranten j, v allenthalben reinlich zu scheiden“ (Brugmann, Gr. I S. 110). Wie schwierig es sogar mitunter wird, offenbare intentionierte Medien von Sonanten zu scheiden, hat J. Hoffory (Kuhns Zeitschrift XXX, 425), an Beispielen aus dem Dänischen gezeigt. Vgl. auch Lautwirkungen wie Brenner sie aus bairischen Mundarten beibringt (S. Baierns Mundarten. Herausg. von Osk. Brenner und Aug. Hartmann, S. 144, zu 137, 27.) Diese Verhältnisse (auch die Beziehung zu r n), die Palatalisierung der i-Sphäre (j > g), sowie der Wegfall von i und die ihn bedingenden Umstände (vgl. Osthoff, Morph. Unters. IV 19. Joh. Schmidt, K. Z. XXVII 369 ff.) werden im System nach allen Seiten klarzulegen sein, ebenso die wechselnde Färbung der mittelstufigen Liquiden (als welche mir l und m erscheinen) und der für das Slawische so wichtige Sibilanten. Auch die ungleich grössere Resistenz und Wiedererneuerungskraft des u vor dem i, wofür wir im Deutschen noch in der Possensprache unserer Bühne (und nicht bloss in der Karikatur des Engländers), wenn nicht im Leben Belege sammeln können, wird dabei zu erörtern sein. Es findet dies seine genaue Parallele an den Verhältnissen der konsonantischen Sphären; in der Geschichte unserer Sprache z. B. an der Energie der Lautverschiebung bei den Dentalen und der allgemeinen Schwäche des Dentals (schon bei Notker). Im Griechischen zeigt sich die grössere Resistenz der Labialsphäre sehr markant in der Erhaltung des durch Ausfall von v herbeigeführten Hiatus, während j- und s-Hiatus durch Kontraktion getilgt werden, vgl. Wackernagel, Zum Zahlwort Kuhns Zs. 25, 267, 282. Ascoli, Sprachwiss. Briefe S. 57 A. f. (der deutsch. Ausg.). Besonders merkwürdig sind auch hier die Reciprocitätsverhältnisse des i zu u (zumal durch Vermittlung von l) und des i oder u (vermittelst r) zu — a, von dem man doch nicht glauben soll, dass es im Idg. nicht vorkäme und ein semitisches Specifikum sei. Dies ist so wenig der Fall, dass ein wichtiger germanischer Dialekt (das Alemannische) ohne Zuhilfenahme dieses a gar nicht erklärt werden kann und die gesamten deutschen Alpenmundarten von der Schweiz über Tirol nach Krain hin unter seinem Einflusse stehen. Ein alter und bedeutsamer germanischer Lautwandel, idg. i > got. ai (offenem e) vor h und (sicher sog. uvularem) r erklärt sich durch diese a-Vertretung, für die man auch das norddeutsche, besonders märkische ‚er‘ der Endsilben (= e a oder a) anführen kann, ohne altes -ære verantwortlich zu machen.

Samprasârana bedeutet das Ueberwiegen der sonantischen Funktion in einer solchen Silbe (u̯a, i̯a vgl. Sievers, Lautphys. 88; sicherlich ebenso in a-Silben) und Rückfälle in sonantische Funktion kann man mitunter nach kompleter Verdichtung zur Konsonanz noch konstatieren (wie etwa bei gr. *εἶδαρ* für *ἐδϝαρ>ἐδδαρ*, wo Osthoff, Morph. Unters. 2, 226, von „falscher Transscription“ spricht). In die methodische Erkenntnis der durchgehenden gegenseitigen Abhängigkeit sonantischer und konsonantischer Funktion eingetreten zu sein, ist das grosse Verdienst Ascolis. Später ist sie sehr wichtig geworden, gerade für die Jüngeren, als es galt, das Vorhandensein von idg. e gegen die ältere Sprachforschung zu erweisen.

27) Die Schriftzüge als solche und in ihrer buchstäblichen Verwendung auf hieroglyphischen Ursprung zu verweisen (wie neuestens wieder das phönizische Alphabet auf die cyprische Silbenschrift und beide Schriften auf die hethitische Bilderschrift, s. Ausland B. 64, S. 503), giebt immer noch keine Erklärung ihrer thatsächlichen Ausgestaltung zu reinen Artikulationszeichen (vgl. auch die tiefgreifende Auslassung W. v. Humboldts „über die Buchstabenschrift“ in Berliner Ak. v. 1824 S. 165 ff.). Denn dass solche nicht die unbedingte Konsequenz des Schreibens überhaupt sind, beweisen die Chinesen, deren Schrift ein Malen in Kombinationen und Relationen blieb. Jede Buchstabenschrift (ja selbst eine so konventionelle wie die Verständigungszeichen der Telegraphie) ist daher nur auf Grund einer, wenn auch noch so unvollkommenen und willkürlichen Erfassung des Systems der Artikulation möglich. Es ist daher ganz rationell, dass die Versuche zu einem standard alphabet zu gelangen (Thomas Morus in der Utopia, Des Brosses, Mechanique des langues) an die Buchstabenschriften anknüpfen. Von der Phantastik der Erklärungsweisen möge man sich eine Vorstellung machen, wenn man hört, dass der griechische Buchstabe ϑ Θ Beziehung zur Frauenbrust mit Saugwarze habe und sein Name „daher“ zum französischen têton stimme (Verf. des Alphabet raisonné bei Bilderdyk, über die Buchstabenschrift. A. d. Holländ. 1831 S. 57). Die Schrift des Franz Mercurius van Helmont, der weniger als curieuser Mystiker denn als gelehrter Orientalist interessieren muss, ist mir noch nicht zur Hand gewesen. Auch Wachter nicht, dessen naturae et scripturae concordia Hafniae 1752 nach Herder (Urspr. Hempel, 21, 29) „sich von den Kircherschen und soviel andern Träumen wie Altertumsgeschichte von Mährchen unterscheidet“. Bilderdyk fasst die Buchstaben als Aufforderung an das bezügliche Instrumental des phonetischen

Organs die zugehörige Artikulation hervorzubringen, eine vernünftige Hypothese, deren innere Begründung er aber dem Leser überlässt.

28) Schopenhauer, dessen Musikphilosophie bei mancher Ueberspanntheit überaus tiefe Wahrheiten enthält, vergleicht die Töne der Skala passend „Schauspielern, die bald diese bald jene Rolle zu spielen haben. Daher also lässt eine vollkommen richtige Musik sich nicht einmal denken, geschweige ausführen". Welt als Wille und Vorstellung I³ 314.

29) Dass diese Erscheinung nicht auf das Wort beschränkt ist, sondern ebensogut darüber hinausgreift (Satzphonetik, Sandhi im allgemeinsten) zeigt recht deutlich die Wahrung des absoluten phonetischen Charakters im Klangmaterial trotz seiner Verwendung für eine nur relative Form des bezeichnenden Ausdrucks. Allein man muss — um die Normativität der sich daraus ergebenden Verhältnisse gleich von vornherein richtig zu beurteilen — sich gegenwärtig halten, dass diese Art der Verwendung des Materials, seine Bedeutung, dieser rein lautlichen Bestimmung der artikulierten Gebilde von vornherein Grenzen der Deutlichkeit und Unterscheidbarkeit) setzt und sie auf das Minderwertige („Umgangs"-Familiensprache), bezw. Minderwichtige (Präpositionen, Artikel, Partikel u. dgl.) beschränkt. Auch die Sprache, kann man also sagen, hat neben ihrem empirischen Charakter (als absolut phonetischer Ausdruck) ihren intelligibelen (Bedeutungs-) Charakter. Das erscheint fast trivial und dennoch ist es schon für sich geeignet, demjenigen, der es fest im Auge behält, über viele Schwierigkeiten in der so brennend gewordenen Frage der „Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze" hinwegzuhelfen. Habe ich z. B. im sanskr. kim (was?) die einzige Möglichkeit durch das k die Bedeutungszugehörigkeit zu seinem M. kas (wer?) zu manifestieren, so wird kein i meines Lebens mich als raisonnierten Sprecher — diese aber scheinen nachgerade in der linguistischen Theorie ausgeschlossen — bewegen, das k zu palatalisieren und so seiner Bedeutungszugehörigkeit zu entreissen. Während ich sonst, dem phonetischen Zuge folgend, den beliebten Lautwandel vielleicht auch ohne direkte phonetische Nötigung eintreten lasse. Deshalb aber bleibt in diesem Falle die phonetische Norm bestehen (gegen Curtius, zur Kritik der neu. Sprachforsch. S. 100 und Fröhde, Bezzenb. Beitr. 5, 275), wie sie gerade dann verletzt wird, wenn rein individuelles (hier modisches) Wohlgefallen an gewissen Klangwirkungen dazu verleitet, sie ohne direkte phonetische Nötigung („unvorbereitet" bezw. fehlerhaft sagt man in der Musik) einzuführen.

[30]) W. v. Humboldts bezügliche Worte (Einleitung XCI) in einer durchaus der gegenteiligen Anschauung zugewendeten Zeit auch als Gegensatz zu Herders vielbewunderter Konstruktion des Ur-„Wörterbuchs“ im 3. Abschnitt seines „Ursprungs der Spr.“ (bei Hempel 21, 57) sind zu schön, als dass ich mir versagen könnte, sie wörtlich hierherzusetzen: „Man kann sich unmöglich die Entstehung der Sprache als von der Bezeichnung der Gegenstände durch Wörter beginnend und von da zur Zusammenfügung übergehend denken. In der Wirklichkeit wird die Rede nicht aus ihr vorangegangenen Wörtern zusammengesetzt, sondern die Wörter gehen umgekehrt aus dem Ganzen der Rede hervor. Sie werden aber auch schon, ohne eigentliche Reflexion, und selbst in dem rohesten und ungebildetsten Sprechen empfunden, da die Wortbildung ein wesentliches Bedürfnis des Sprechens ist. Der Umfang des Wortes ist die Grenze, bis zu welcher die Sprache selbstthätig bildend ist. Das einfache Wort ist die vollendete, ihr entknospende Blüte.“

[31]) S. Entwurf einer Farbenlehre, didakt. Th. Erste Abt. Physiologische Farben: V Farbige Bilder § 47 ff., besonders 54, 56, 59 (geforderte Bilder, geforderte Farben). Darüber ausführlich Eckermann vom 1. Februar 1827. „Dieses grosse Gesetz, das durch die ganze Natur geht und worauf alles Leben und alle Freude des Lebens beruht,“ das „von der Farbenlehre auf eine Untersuchung der griechischen Tragödie führt“, dient ihm aber immer nur „als ein Analogon, als ein Beispiel“ und er „hütet sich, es mit einem solchen Gesetz zu weit zu treiben“. Das Letztangeführte klingt wie eine Vorahnung, ja vielleicht schon als Verwahrung gegen die Hegelische Tendenz, dem Naturgesetz den absoluten Begriff zu substituieren, woran wir noch immer kranken. Denn die transzendente Fassung des Naturgesetzes ist ein direkter Erbe des Hegelischen absoluten Begriffs, wie man litterarhistorisch so recht deutlich gerade an der Geschichte der Sprachforschung in diesem Jahrhundert studieren kann. Der Einführer der absoluten Lautgesetze gerade in die Sprachgeschichte ist nicht zufällig Schleicher (vgl. Deutsche Sprache[1] S. 60), ein früherer Hegelianer. Eine Konsequenz dieses transzendent absoluten statt des rein empirischen Gebrauchs der Naturgesetze ist dann ihre Exklusivität, der zufolge man krampfhaft bestrebt ist, alle Phänomene auf eine Form derselben zurückzuleiten (wie z. B. die chemischen Prozesse auf reine Mechanistik oder bei anderen wieder rein mechanische Vorgänge auf organische Grundbedingungen). Das was man „Leben“ im speziellen Sinne nennt,

spielt in dieser Auffassung naturgemäss die allerseltsamste Rolle. Auf ihren Vertreter passt ein sinniges Wort Grillparzers, das wohl auch nicht ohne direkte Spitze gegen sie entstanden ist: „Und statt Vernunft giebt er euch ein Gesetz“ (Werke[3] VI 169).

32) Ueber dem Wechsel von k- und p-Laut im Idg. s. Steinthal in der Zs. für Völkerpsych. 3, 135. Misteli, Lautgesetz und Analogie eb. 11, 376. Ueber den Dentalismus von Velaren Laz. Geiger und Steinthal, Urspr.[3] 241, besonders im Griechischen, s. Curtius Grundz.[5] 487, 490. Wechsel von Labial- und Dentallaut (durch den aus einem Saulus ein Paulus, aus Giuseppe Beppo und vielleicht auch aus einem Robert ein Bob wird) läge z. B. in dem Uebergange *ἐλεύθερος* > liber vor, den zuerst Benfey, Griech. Wurzellexikon s. 42 und Gött. gel. Anz. 1858 n^{0} 160, dann Kirchhoff Kuhns Zs. I 43 u. Schweizer-Sidler eb. XII 304 f. (gegen Curtius Gr. Et.[5] 496) aufstellten, und ist, wenn auch nicht so häufig doch nicht ganz unbelegt. — Für solche Erscheinungen ethnologische Erklärungen zu Hilfe zu nehmen, wie für die rumänische (macedo-walachische) Lautverbindung pt, ps für lat. ct, cs (Miklosich, die slav. Elemente im Rum. s. 7., dem sich Ascoli, Lett. glott. S. 120 der deutsch. A. anschliesst), reicht nur in den seltensten Fällen hin und schiebt die Frage doch eigentlich nur hinaus. Dazu sind sie zu wenig konzentriert und zu allgemein verbreitet. Man denke an nd. lichten für lüften, niftel und nichte, sacht und soft, gerücht und ruf. Es sind also derartige Erscheinungen auf älterem Gebiete, wie ital. (sabinisch) folus neben holus, helus = ir. gel ahd. gelo, fariolus neben hariolus fostis neben hostis, oder gr. *ἔρεβος* = idg * regos oder eine Zusammenstellung, wie sie Bopp im Sanskritglossar mit prehendo und grah - versucht, nicht anders zu beurteilen. Auch freie Metathesen wie lit. kepù < * pekù, gr. *σκέπ-τομαι* < * *σπέκ-τομαι* und mannigfaches Sichversprechen in dieser Richtung zeugen für das Ueberspringen gerade des Konsonantismus in den qualitativen Momenten, während der Sonantismus aus naheliegenden Gründen (des Verständnisses) sich darin bedeutend zurückhaltender zeigt. Auch mit Artikulationsfehlern, wie man sie namentlich dem griech. Dentalismus (analog dem Dentalismus der Kindersprache, der auf Entwicklungsschwäche des Organs zurückgeht) zuweisen möchte, kommt man hier nicht aus. Denn es findet sich auch Ueberspringen der Dental - in die Velarsphäre, wie deutsches schlingen für ält. slinden (schlund), die lat. stammbildenden Suffixe -clo aus -tlo (vgl. Bechtel, Assimilation und Dissimilation der beiden Zitterlaute s. 25), der griech.

spiritus asper statt σ vor Vokalen und noch manches andere belegen könnte, was bis jetzt überhaupt der Erklärung harrt. Es ist klar, dass man diese Uebergänge sich durch Eintritt in die bewegliche spiratorische Sphäre vermittelt denken muss, wo dann durch Hinzutritt des neuen Elements das neue qualitative Moment vorbereitet wird (repräsentativ lat. qu got. hv gegenüber ursprünglichem k) und so sind sie denn auch von sorgsamen Beobachtern, besonders Ascoli, auseinandergelegt worden. Aber eine Erklärung der darin zu Tage tretenden Tendenz ist damit nicht gegeben und Schleicher hat dies offen ausgesprochen.

[33]) Doppel- oder Scheideformen (doppioni, doublets, Dittologie) in allen, auch den älteren Sprachen (der griechischen!) vorkommend, aber nirgends so häufig und ausgebildet als in den phonetisch nachgiebigen romanischen Sprachen, sind zwar, wie wir sehen werden, oft nur Ergebnisse mundartlicher Kreuzungen an den dafür günstigen Lokalitäten. Wo sie aber verschiedene Stadien einer einheitlichen mechanischen Lautzersetzung oder Lautbindung darstellen (Ascoli: ‚diversi continuatori'), ist das Bedürfnis des organischen Wechsels (im Satze, zumal im Verse) nicht nur der Grund für ihre Erhaltung nebeneinander, sondern es kann dann selbst zur spontanen Neuschaffung solcher Ersatzformen führen. Oft scheinen sich jene Sprachen gar nicht genug thun zu können im Ausproben des Wechsels der Klangwirkung und die Entscheidung für eine bestimmte Form wird ihnen gerade aus diesem Interesse schwer.

[34]) Das Vorherrschen eines bestimmten Einflusses von seiten des qualitativen Moments auf die Lautgebung, wie er sich im Bevorzugen einer bestimmten Artikulationsstufe und der durchgehenden Nüancierung in dieser Richtung unmittelbar der Beobachtung kundgiebt, kann natürlich nicht ohne Rückwirkung auf die Struktur von Wort und Satz verbleiben. Die daraufhin eintretenden organischen Gegensätze (die Folien des Lokaltones, um die hier sehr passende Terminologie des Koloristen zu benutzen) scheinen dann dem einheitlichen phonetischen Charakter einer Sprache, einer Mundart, einer individuellen Artikulationsweise zu widersprechen. Aber sie sind gerade geeignet, ihn in das hellste Licht treten zu lassen.

[35]) L. Tobler hat in seinem mehr citierten, als anscheinend gelesenen Aufsatze „Ueber die Anwendung des Begriffes von Gesetzen auf die Sprache" (Vierteljahrsschr. f. wissensch. Philos. B. III, 32 f. [1879]) nicht verabsäumt, solche Erwägungen anzustellen. Allein bei einem für unsere ganze wissenschaftliche Entwicklung so bedeut-

samen Auffassungstypus reichen solche gelegentliche Ausfälle, Ansätze zur Verwahrung und Rektifikation natürlich nicht aus. Es zeigt sich auch hier jenes Grundübel im Verhältnis von Denken und Sein, auf welches Wundt (z. B. im System der Philosophie, II. Abschnitt) mit Energie hinzuweisen pflegt, dass man nach Einführung gewisser Bestimmungen der Unterscheidung sich der Zwecke nicht mehr bewusst bleibt, zu deren Behuf man sie vorgenommen hat. So gewinnen schliesslich unsere eigenen Bestimmungen eine Art von selbständiger Wesenheit und führen ein von uns unabhängiges Dasein. Eine solche ist nun der Begriff des „Gesetzes" in der Naturerkenntnis. Eine höchst notwendige litterarhistorische Untersuchung müsste zeigen, wie dieser juristische Begriff dazu kam, im 17. Jh. an die Stelle der früheren theologischen und metaphysischen Auffassung der physikalischen Phänomene zu treten, was Newton dazu veranlasste, ihn gerade mit der Anwendung psychologischer Terminologie (der Kraft auf die Erscheinungen der Schwere) in seine Theorie hinüberzunehmen und wie er dann von Frankreich aus in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine solche übermächtige Einwirkung auf das gesamte Denken zu üben vermochte. Mit den Vorteilen, die dieser Begriff für das Verständnis jeder Art von Zuständlichkeit aufweist, wären die Nachteile darzulegen, die er in das Verhältnis zur Aktualität als solcher, in die Würdigung jeder Art von wirklichem Geschehen hineinbringt. Gerade an den uns hier beschäftigten Problemen wäre dann zu zeigen, wie er dazu gelangte, schliesslich auf scheinbar induktivem Wege — nachdem der frühere deduktive nach grosser Beliebtheit bald in ebensogrosse Missgunst gefallen war — sich auch in die spezifisch historische Auffassung gleichsam einzuschmuggeln: wie aber gerade diese, speziell die sprachhistorischen Probleme dazu angethan sind, ihn wieder daraus zu vertreiben.

36) S. 174 der deutschen Ausgabe, Leipzig 1887.

37) Einen umfassenden Beleg hierzu könnten nur die sämtlichen Bände der in den beiden letzten Dezennien erschienenen sprachgeschichtlichen Zeitschriften selbst bieten, um so drastischer natürlich, je mehr das besprochene Prinzip darin vorwiegt. Als ein argumentum ad hominem betrachte man z. B., wie der seinem Dogma gegenüber grundehrliche Paul in seiner Apologie des Prinzips sich abmüht, einen Unterschied zwischen Lautwandel und Lautwechsel bei den historischen Sprachänderungen zu konstatieren (Prinzipien der Sprachgeschichte² S. 60 ff.).

38) Dem Grammatiker als Sprachlehrer, der lediglich die prak-

tische Erlernung einer Sprachvariante im Auge hat, und zu diesem Zwecke Normen für die Handhabung (regulae memoriales) nach einer bestimmten (aktuellen oder klassischen) Phase des Sprachgebrauchs aufstellt, kann man deren Begründung erlassen. Denn ihm liegt nur an einem auxilium experientiae, an einer Hilfe für die rein technische Uebung. Darum bestätigen auch bei ihm die Ausnahmen die Regeln. Denn sie beweisen für das wirkliche Vorhandensein des Typischen. Der Sprachforscher dagegen, dem es um scientifische Einsicht zu thun ist, wird nicht so ohne weiteres diese Regeln für die Erlernung eines Sprachtypus a posteriori in Gesetze für seine Entstehung a priori umsetzen dürfen. Er muss sagen, wie er dazu kommt, oder er muss sich mit seiner Wissenschaft bescheiden. Denn im Scientifischen giebt es keine „Postulate". Auch werden ihm die Ausnahmen nunmehr zu schaffen machen. Denn sie beweisen gegen die unbedingte Geltung des Typischen.

[39]) Brief an Bopp über Analytical Comparison Int. Zeitschr. für allg. Sprachwiss. IV 65.

[40]) Die Anregung zum Lautwandel ist entweder eine passive, ein Tolerieren des absoluten Charakters der Lautstufen, sich der Auseinandersetzung untereinander zu überlassen (Lautzersetzung). Zur Exemplifikation dienen hervorstechend die romanischen Sprachen, deren Klangschönheit ein Ergebnis dieser Konzession an den musikalischen Charakter des Bezeichnungsmaterials und zwar in dem Grade ist, in dem jene Konzession sich der absoluten Geltung nähert. Oder die Anregung ist aktiv, impulsiv (Lautverschiebung), positive Veränderung der Lautstufen, die ihre Rückwirkung auf den ganzen Lautstand übt. Charakteristisch hierfür sind im eminenten Sinne die germanischen Sprachen, deren vielgescholtene Rauheit dieser eigenwilligen diktatorischen Einwirkung auf den Lautstand bei viel energischerer Rücksicht auf den Bedeutungsgehalt zuzuschreiben ist. Als Träger dieser entgegengesetzten Lautcharaktere erscheint sofort auf der einen Seite die freie (schwebende) romanische Betonung, auf der andern der feste germanische Accent, wie man ja in der Musik bemerken kann, dass die natürlichen Tonbeziehungen viel mehr in den getragenen, metrischen, als den straff rhytmischen Taktarten zur Geltung kommen. Die Anwendung der musikalischen Vortragsbezeichnungen, als: portamento, staccato, largo, tenuto u. s. w. empfiehlt sich überhaupt zur Charakteristik der Gegensätze der Tönung schon durch ihre Einheitlichkeit und allgemeine Einführung vor den seltsamen, oft unschönen, stets fremdartigen Terminologien, die gegen-

wärtig fast ein jeder dies Gebiet berührende Forscher auf eigene Faust einzuführen beginnt. So rede man nicht von exspiratorischem Accent, denn dies ist jeder Accent — sein wirklicher Gegensatz, der inspiratorische Accent ist überaus selten und vorübergehend (das sächsische ja!) — sondern wie es in der Musik schon längst gebräuchlich, von dynamischem und metrischem Accent (dem Ausdruck aktueller und potentieller Energie), wobei man noch den Vorteil hat, zugleich die kontinuierlichen Uebergänge (crescendo und decrescendo, accelerando und ritardando) zu berücksichtigen. Dynamischer und metrischer Accent sind in der That die beiden polarischen Gegensätze jeder Tönung. Sie treten daher nahezu in jeder Sprache, mundartlich differenzierend ein, jener für das Hoch- und Binnenland, dieser für das Tiefland und die Küste überall kennzeichnend; dieser — nicht zufällig — zum acutus gewendet, nach einheitlicher, zusammengefasster Tongebung strebend, jener den gravis fördernd, sich ausbreitend in Diphtongierungen und Wucherungen aller Art. So steht das Jonische gegen das Dorische, Niederdeutsche gegen das Hochdeutsche, das Provençalische gegen das Französische, das Catalonische gegen das Spanische u. s. f. Nur hüte man sich auch hier absolute Grundgegensätze zu sehen. Man vergesse nie, dass wir es sind, die aus kontinuierlichen Uebergängen eines gleichartigen Prozesses solche qualitative Unterschiede herausheben. Ohne Dynamik ist Sprechen überhaupt nicht möglich, ohne Metrik kaum ein Verstehen. Wie viel klarer würde die antike Metrik sich ausnehmen, wenn man solchen Erwägungen Raum gäbe, bevor man extreme Theorien aufstellt. — Oft stossen, wie es nicht anders sein kann, an geeigneten Lokalitäten die Tönungsgegensätze aufeinander und der sehr materielle Erfolg solcher Kreuzung sind nicht bloss zufällige Mischgebräuche, sondern — worauf wir schon oben vorbereiteten — Doppelformen, Doubletten und Nebenformen, die in den ständigen Besitz der Sprache übergehen. So dürfte sich vielleicht im Griechischen bei den kontrahierten Verben auf ά ω das Aufkommen der Nebenformen auf άζω erklären. — Der melische (von einigen neueren Sprachforschern auch chromatisch genannte) Accent hat mit den beiden Grundgegensätzen der Tönung, auch mit der mehr oder minder bestimmt auftretenden grammatischen Festigung der Betonung an sich nichts zu thun. Er ist allgemein in jeder Tönung vertreten, selbst in jener „Blüte“ der gesellschaftlichen Sprachbildung, die man als das diplomatische ‚parler sans accent‘ kennt, und fehlt eigentlich nur beim absoluten Flüstern. Es ist ein Grundmangel der ganzen

neueren Metrik, namentlich in ihrem Verhältnis zur antiken, dass sie sich über das Verhältnis des melischen zum dynamischen und metrischen Accent nicht klar ist und z. B. annimmt, melischer und dynamischer Accent schliessen sich aus, dieser (der „exspiratorische" Accent) ersetze den melischen. Dass der melische Accent sich ebenso gut zur metrischen Sprechweise gesellt, wie zur dynamischen, tritt schon aus dem Auftreten outrierter Cantilene bei Hoch- wie bei Niederländern hervor (Schwaben und Sachsen).

[41]) Werden doch sogar Erscheinungen der Lautzersetzungen zum Anhaltepunkte der Formunterscheidung, wie beim Umlaute der deutschen Plurale hervortritt. „Guna" ist gegenwärtig stark in Misskredit geraten. Man hat es sogar feierlich für tot erklärt; aber wir halten es im Gegenteil für eine sehr lebendige Beobachtung der indischen Grammatiker. Uebrigens beachte man wohl, dass die blosse Umkehrung des Gunaprozesses in einen absteigenden die Gunierung als solche durchaus nicht aus der Welt schafft. In morphogonischer Hinsicht bleibt es derselbe Vorgang, über dessen Erklärung die Sprachforscher alsbald in zwei Lager zerfielen, die aber nur durch Untersuchungen, wie sie im Texte skizziert werden, auf eine wissenschaftliche Form gebracht werden kann. Die extrem atomistische Erklärungsweise, wie sie jetzt in der Entstehungsgeschichte der Tempora beliebt ist, scheint solcher vorläufig allerdings nicht günstig. Aber gerade sie wird sie am ehesten fördern.

[42]) Es gäbe in der That nur eine Möglichkeit, dass Analogie sich rein materiell phonetisch geltend mache, und das wäre dann der Fall, wenn man nachweisen könnte, dass eine mechanische oder organische Auseinandersetzung von Lautstufen die spezifische Richtung nimmt, die ihr durch eine formal korrekte Lautverbindung vorgezeichnet ist. Auf solche Fälle mundartlicher Sandhierscheinungen durch Analogie hat denn auch Paul in seinem Buche, das eine einzige grosse Apologie der materiellen Analogiewirkungen bildet, zu exemplifizieren gesucht (Prinzipien der Sprachgeschichte² S. 97). Aber ganz abgesehen davon, dass ein solcher Nachweis geradezu unmöglich ist (wie z. B. a. a. O. dass das bairische sie̜-r-i sehe ich, kä̜e-r-i kann ich, unter dem analogischen Einfluss von de̜r arm [im Gegensatze zu de jung] sich gebildet hat), scheint selbst in den Fällen, nach denen sich die Analogie vollzogen haben soll, wie eben in dem angeführten Gegensatz der Lautform des Artikels vor sonantischem oder konsonantischem Anlaut, der materiell lautgesetzliche Einfluss schon ganz ausschlaggebend gegenüber dem formalen. Es giebt überhaupt

gar nichts Zufälligeres und weniger Gesetzmässiges, als die Annahme einer veränderten Formbestimmung reinweg und durch nichts anderes als durch die pure Klangeinwirkung eines beliebigen anderen Lautkomplexes. Warum gerade dieser Klang? warum gerade diese Form? Es giebt in der That nicht ein einziges Kriterium dabei, man kann überall hin und zu jedem Worte oder jeder Wortfügung greifen, die sich anbietet, erlaubt ist was gefällt. Der Reim als solcher, der das Heterogenste bindet, ein nicht ohne Grund so spätes Hilfsmittel der äusseren poetischen Form, müsste danach unter die morphogonischen Faktoren mitgezählt werden, während er umgekehrt erst dann zur Wirksamkeit gelangt und gelangen konnte, als die Kraft jener Faktoren sich abzuschwächen begann zu Gunsten eines alle Formunterschiede verwischenden, einheitlich, d. i. unterschiedslos generalisierenden Prinzips. Uebrigens beachte man doch als ein argumentum ad rem, wie verschwindend wenig nach nunmehr schon einem Jahrtausend der Reimseligkeit in allen Sprachen der falsche, unreine oder dialektisch gefärbte Reim gerade überall der Lautform anzuhaben vermocht hat.

[43]) Man sagt jetzt lieber morphogonisch, morphologisch statt architektonisch, konstruktiv u. dgl. Man kann nichts dagegen haben, denn metaphorisch sind alle diese Ausdrücke. Aber eingedenk sollte man doch bleiben, dass die der Kunst und Technik entlehnten Ausdrücke mehr Beziehung zur Schöpfung der Sprache durch den Menschengeist haben, als die physiologischen, die einen selbstthätigen Organismus treffen, der nicht existiert.

[44]) Es ist merkwürdig, wie man sich beim speziellen Gebrauche des Begriffes der Analogie gegenwärtig so völlig darüber hinwegsetzen konnte, dass das Prinzip der Analogie doch jeder generellen Verwendung von Lautformen zu Grunde liegt, mögen sie nun individuell thematische Motive (Wurzeln, Wortelemente), Wortschemata oder Beziehungsorganisationen (Flexionen) ausmachen. Die Durchführung einer einheitlichen Lautform durch eine bestimmte Gruppe von Lautkomplexen ist doch schon Analogie, ganz besonders im Sinne vieler heutiger Sprachforscher, die irgend eine Bildung gleichsam als standard form hinzustellen pflegen, nach der sich dann die andern aus irgend welchen Gründen (welchen? wird nicht gesagt) gerichtet haben; eben wie der Sprachlehrer die zugehörige Wort- oder Flexionsklasse nach seinem Paradigma „gehen" oder „sich abwandeln" lässt. Freilich ist diese ganze, rein imitatorische Interpretation des Begriffs der Analogie vom psychologischen Standpunkt dahin zu be-

richtigen, dass ihr das assoziative Vermögen zu Grunde liegt, wie schon Wundt (Logik II 553) zu betonen scheint. Aber der Ausdruck „Analogie“ empfiehlt sich durch seine Verwendbarkeit sowohl in der historischen als in der Schul-Grammatik. Nun aber zu scheiden, welcher Art die betreffende Analogie sei, ob lediglich thematisch oder schematisierend oder organisch oder — wie eben bei der vorwiegenden neuerlichen Beanspruchung des Prinzips — antiorganisch, reinweg generalisierend, unterlässt man, obwohl dies doch ausschlaggebend sein muss, namentlich für die richtige Erfassung der letzten Form des analogischen Prinzips. In dieser Hinsicht giebt auch die Scheidung in formale und stoffliche Analogie (Paul a. a. O. 85 ff.) noch dazu unter Voraussetzungen, unter denen alles im Grunde materielle phonetische Analogiewirkung ist, kein Licht, geschweige denn die Zerfaserung in eine Reihe zufälliger Definitionsvarianten, wie sie sich nachgerade nicht mehr kontrollierbar in den grammatischen Schriften der letzten Periode angehäuft haben. Eher schon die prinzipielle Scheidung in flexionelle und lexikalische Analogie, deren sich Ascoli bedient und die trotz ihres inconcinnen Ausdrucks zum mindesten die thematische und schematisierende Seite der organisierenden im grossen und ganzen gegenüberstellt.

[45]) Schon in jenem musikhistorisch bekannten Breve des Papstes Johann XXII. vom Jahre 1322 wird neben andern Extravaganzen die Unsitte im Kirchengesang gerügt, die Tonarten nicht mehr zu unterscheiden. Das bezieht sich auf die allgemeine Durchführung des für unsere Durtonart charakteristischen (lydischen) „Leittones“. Wie dann im 16. Jahrhundert die Durtonart mit Ausschliesslichkeit sich hervordrängt, hat Glarean (Dodecachordon II. Cap. 20, p. 115), der den Prozess beobachten konnte, lebhaft und anschaulich beschrieben. Die eigentliche Ausbildung der Organisation in der Musik vollzieht sich aber unter strenger Wahrung der alten unterschiedenen Tonarten (dergestalt, dass jede Stimme ihre besondere Tonart hat), was für ihre Beurteilung (auch bekanntlich die Aufführung) wichtig ist. Winterfeld (Gabrieli und sein Zeitalter I 161 ff.) hat anschaulich zu machen gesucht, wie sich der Verfall der Kirchentöne auf dem phrygischen vollzieht, eben durch generalisierende Analogie, genau so wie unsere Deklinationen sich unter dem dominierenden Einfluss der i-Deklination ausgleichen. Der Effekt jenes Verfalls der Kirchentöne war schliesslich unser Moll, das auch nicht verständlich ist, wenn man nicht die generalisierende Bedeutung des Dur würdigt, ein Mangel, an dem übrigens all die vielfachen Mollerklärungen seit Rameau scheitern.

[46]) Schon Curtius (Zur Krit. 78 f.) hat darauf hingewiesen, wie das Gebiet der abgeleiteten Stammbildung und im allgemeinen die weniger charakteristischen Mittel- und Endsilben zunächst die eigentliche Domaine der generalisierenden Analogiebildung sei. Das ist systematisch durchaus begründet. Denn hier, wo die organisierende Tendenz von vornherein schwächer wirken muss, als bei der primitiven Stammbildung und Flexionsunterscheidung, konnte dem generalisierenden Zuge zuerst antiorganische Kraft zufallen. Am weitesten ist diese Tendenz dann fortgeschritten, wenn Ableitungssilben und Flexionsunterschiede überhaupt überflüssig werden, was in der englischen Sprache völlig bezw. im wesentlichen schon jetzt durchgeführt ist. Ist doch die Sprache dort, wo sie es durchführen kann, also in jeder esoterischen Beziehung, als Familien-, Fach-Gelehrtensprache — der Philologe muss dies ja am besten wissen — von jeher so weit als nur möglich gegangen im Abwerfen alles für das notwendigste Kennzeichen Entbehrlichen. All die vielen Beispiele aus alter und neuer Zeit, die hierher gehören und deren tiefsinnige Erörterung recht überflüssig ist, übertrifft es doch, wenn man gar bis zur Reduktion auf die Anfangsbuchstaben ganzer Phrasen und Wendungen fortschreitet, wofür soeben erst wieder Beispiele an das ernüchterte Ohr dringen. Von da ist es doch wirklich nur noch ein Schritt bis wieder zur primitivsten Zeichensprache. Wir sehen mit Verwunderung das architektonische Prinzip dann wieder zu seinem Ursprung auf die erste Stufe zurückgekehrt, den Kreis der möglichen Formkategorien beschlossen, die Sprache aber auf ihrem Wege dahin durch eine solche Fülle innerer Bedeutungsbeziehungen bereichert, dass sie der umständlichen äusseren Kennzeichen wohl entbehren mag. Die Frage wäre freilich, ob bei dem fortdauernden Zuge nach Abschleifung die Sprache eine solche Formstufe inne haben kann, ohne in ihrem Bedeutungswerte zu sinken (eine Erwägung, die die modernen Sprachen durchweg zurückhalten sollte, allzu eifrig im simplifizierend phonetischen Sinne an ihrer alten Orthographie zu rütteln); ob nicht neue Schematisierungen sich einstellen müssen, wofür schon jetzt leichtlich Belege zu finden wären — und auf Grund deren wieder neue Beziehungsorganisationen von dem Werte, wenn auch nicht dem Charakter der alten Flexionen! So finge das alte Spiel denn auch hier einfach von neuem an! Man müsste sich denn lieber der Ansicht zuneigen, dass inzwischen jüngere oder primitive Sprachen auf ihrem Wege zu den höheren Formstufen die alten überbildeten und abgenutzten zu ersetzen in der Lage sein würden, wie unserer unifor-

mierten, gegenwärtig durch die überwuchernde Chromatik sogar ihres letzten durchgreifenden organischen Unterschieds beraubten Musik vielleicht von einer Renaissance der alten Skalen (wofür schon jetzt Spuren bei Schumann, Brahms u. a. sich finden) oder von dem modulationsfrohen Orient (C. M. v. Weber im Oberon!) Verjüngungen in Aussicht stehen. Ist doch sogar die in formeller Hinsicht regungsloseste aller Sprachen, die chinesische, wenn wir Grube (Die sprachgeschichtliche Stellung des Chinesischen, Lpz. 1881, vgl. Gabelentz Chines. Gramm. § 240 ff.) glauben sollen, zum wenigsten in der Neuzeit entschieden auf dem Wege zur zweiten Formstufe, dem Dissyllabismus, begriffen.

[47]) Wenn Pictet (origines indoeuropéennes I 110—122) über √mar (m ṛ) phantasiert und darin bald das Oede, Weite des Meeres, bald die „région morte" des Berges wiederfindet, im Haus (da-ma) einen entschiedenen Bezug zu „Holz" und „Ich" aufdeckt (eb. 2, 237), in √div (Kuhns Zs. 5, 329) die Trunkenheit, in √muh (conturbari animo, deficere anima zu μυχλός, muhira, mohana), die Müdigkeit (eb. 327) wittert und aus der offenbaren Beziehung von amisha, âm, amo zu √am schädlich, unreif, sauer (!) diese von kam abtrennen will (eb. 341): so sei das nur als typisch angeführt für eine Grundanschauung von sprachlicher Palaeontologie, die man nicht wie gerade gewöhnlich die Arbeiten des trefflichen französischen Forschers als „veraltet" bezeichnen kann, da sie mehr oder minder offen in den modernsten Erzeugnissen der historischen Sprachforschung hervortritt. Die bis in die Schulgrammatik hinein beliebte „Deutung" des Kindsnamens puha, puèlla, puer durch pu! (Unreinlichkeit) scheint auf ihn (vgl. origines 2, 352) zurückzugehen. Demgegenüber sei Ficks (Wurzelwörterb. 4, 6 ff.) wenigstens theoretische Absage an alle Onomatopoesie und Interjektionsdeutung hervorgehoben: „Nicht die vom Triebe erzwungene erste Nachahmung, welche wirklich täuschende Gleichheit des Tones erstrebt, wird benutzt für die Sprachzwecke, so wenig wie der rohe Schrei der Empfindung; wie dieser wird er erst in die Laute der Menschenrede umgesetzt (?) und dann wie ein anderes Element (?) zur Bildung von Nomen und Verbum verwendet. Den rohen Ansichten über die Entstehung der Sprache gemäss, wonach diese sich ihren Elementen nach allmählich aus dem tierischen Gebrüll und sinnlosen Nachblöcken fremder Töne emporgerungen hätte, müssten wir, je weiter wir die Entwicklung der Sprachen nach rückwärts verfolgen, das onomatopoetische Element desto stärker hervortreten sehen. Hier ist nun zu konstatieren, dass wenigstens in der indogermanischen

Sprache das gerade Gegenteil stattfindet" (vgl. die beigebrachten Beispiele). Die Wurzel des Uebels, an dem die Erkenntnis hier krankt, sind — nomen et omen! — thatsächlich die sogenannten „Wurzeln", für deren wirkliche und ausgesprochene Existenz ja ein Mann wie Curtius (zur Chronologie, Säch. Gesellsch. V 205) eintreten zu müssen glaubte, deren neuerliche Verkleidung in „formative Elemente" (Brugmann, Grundriss I S. 18) ihren mangelhaften Bedeutungsgehalt (vgl. oben Anm. 30) auch nur neu aufzuputzen gedient hat. So lange man in etymologischen Gruppen originär etwas anderes sucht als durchgehende thematische Motive, die aber als solche (wie in einer musikalischen Komposition) rein ideell und ganz und gar nicht zu greifen, geschweige denn bedeutungsgemäss zu fixieren sind (daher sie denn auch das Verschiedenartigste auszudrücken vermögen), so lange wird die Sprachwissenschaft jene nicht eben empfehlende spielerische Begleitung im Gefolge haben.

48) Joh. Schmidt, Verwandschaftsverhältnisse des idg. Sprachstammes, Weimar 1872, vgl. dazu Delbrück, Einleitung s. 129 ff. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, Jena 1883. Curtius, Grundz.[5] 85 ff. Ders. Zur Kritik 145 ff. Ascoli im I. sprachwissenschaftlichen Briefe, deutsche Ausgabe s. 52 ff. Allerneuestens hat Schmidt die Frage wieder aufgenommen in einer Berliner Akademieabhandlung (1890), welche, wie er im ‚Ausland' v. 1891 Nr. 27 mitteilt (da sie selbst mir hier noch nicht zu Gesicht gekommen ist), in ihrem ersten Teile die Kritik der Stammbaumhypothesen bis zum jetzigen Zeitpunkt fortführt. In der That liegen die Verhältnisse in dieser vor einem Menschenalter schon als gelöst betrachteten Frage gegenwärtig so, dass sie — um einen Ausspruch Lobecks wieder aufzufrischen — „vel audacisimum Japetidarum ad confessionem ignorantiae adducant". Die jeweiligen Bestände an etymologischen Beziehungen sind dergestalt verstreut, dass Joh. Schmidts Stufen- oder, wie man sie auch genannt hat, Wellenhypothese der unbestreitbar einzige wissenschaftliche Ausweg aus diesem Wirrsal bleibt. Hat man diesen aber erst einmal eingeschlagen, so muss man sich doch fragen, warum in aller Welt man dann noch an der wirklich „faden"scheinigen Grundlage einer einheitlichen mathematischen Fläche für die „Ursprache" festhält und nicht gleich vom Anfang an die ethnologisch und geographisch geforderte Vorstellung eines „coupierten Terrains" einführt. Warum? Biblischer oder anthropologischer Lieblingsmeinungen wegen, von denen die letzteren gegenwärtig nachgerade hinderlicher zu werden beginnen (s. Ascoli a. a. O.), als die ersteren. Wie wenig kann aber

der spät und schwer zu fassende flüchtige Hauch der Sprachen beitragen zur „exakten“ Entscheidung jener schon im eminenten Sinne letzten Daseinsfragen! Können nicht, wie heutzutage Melodieen, Modulationen ihren Weg über den ganzen Erdball antreten, in jenen noch spezifisch glottogonischen Zeiten thematische Motive zur Bezeichnung, organische Mittel der Beziehung, den Flugsporen gleich, ihren Weg gemacht haben über verhältnismässig weite Länderstrecken, um an ihrem Orte wieder keimfähig zu wirken? Konnten sie sich nicht kreuzen mit anders gearteten, von anderen Centren ausgesendeten und erst nach und nach wesentlich in politischen Konsolidierungen zum Blühen, zur Reife und so zur Festsetzung und Abgrenzung von einander gelangen? Was steht dem entgegen? Die phonetischen Grundsätze wahrlich nicht. Man könnte, daran schliessend, die vielleicht nicht allzukühne Behauptung wagen, dass so schliesslich die Sprachen mehr rassebildend gewirkt haben, als umgekehrt die Rassen sprachbildend, wenn nicht in diesen ethnologischen Fragen jede auch nur scheinbare Einseitigkeit noch mehr als irgendwo anders zu vermeiden wäre. Nur ganz überzeugende kulturhistorische Nachweise können hier gelten. Wie prekär aber hier gerade das Zahlensystem erscheint, das sich mit Notwendigkeit aus der geistigen Anlage herausbildet und überall (selbst in einer Form, wie Joh. Schmidt sie wegen ihrer Besonderheit als Stütze heranziehen durfte) spontan auftreten kann, habe ich in meinen Voruntersuchungen darzuthun mir angelegen sein lassen.

[49]) Die Scheu vor allen morphogonischen und im weiteren Bezuge glottogonischen Problemen, denen Männer wie Grimm, ja auch Bopp (dessen Gegensatz zu Lassen aber hiervon seinen Ausgang nahm) noch ihr natürlichstes vornehmstes Recht in der Sprachwissenschaft zugestanden, rührt nicht zum mindesten von dem Einlenken in das bequeme (aber tückische) Fahrwasser jener mechanistischen Prinzipien, von denen aus der Zugang zu den produktiven Regionen des Geistes allerdings schwer zu finden sein muss. Ganz deutlich spiegelt sich dies — chronologisch zu fixierende — Verhältnis in der durchgängig zu findenden Annahme von der Unmöglichkeit der Anwendung der „Lautgesetze“ (d. h. historisch-ethnologisch typischer Sprachgestaltungen) auf die Zustände der Glottogonie, gleich als ob diesen der Zutritt erst dann erlaubt sein dürfte, wenn die Sprachen wie zur Parade fix und fertig sind. Freilich ist diese Exklusivität erforderlich zur Festlegung einer sauberen, wohlabgesteckten Grundsprache, an der alles wie an Schnürchen aufgehängt werden kann.

Innerhalb der letzten Schule scheint Osthoff noch am freiesten dieser Richtung der Forschung zugewendet, was nicht am wenigsten zu der wohl leicht zum Widerspruch reizenden, aber durchweg frischeren und anregenderen Färbung seiner Arbeiten beiträgt.

[49 a]) Schon für Horaz ein überwundener Standpunkt, Sat. 1, 3 v. 103 sq.

[50]) Diese Andeutungen können in ihrem vorliegenden Rahmen wenig mehr sein, als Ueberschriften für ganze ihnen entsprechende Kapitel. Gleichwohl konnte ich sie in ihm nicht missen, ohne wesentliche Lücken zu lassen in dem Gesamtbilde, das ich hier zu skizzieren beabsichtigte. Der rein epithetische Charakter des Wortes ist der Schlussstein für die Konstruktion des Systems der artikulierten Phonetik und seine Einfügung keineswegs so vorbereitet, bezw. so mühelos, als er in dieser so klaren, wie zweckentsprechenden terminologischen Fassung den Anschein erweckt. Von Aristoteles über Dante bis auf Goethe und A. v. Humboldt haben

„alle die Weisesten aller Zeiten“

davor gewarnt, im Worte mehr zu sehen, als darin ist, nämlich das konventionelle, künstliche, uneigentliche Zeichen des Dinges. Drei mächtige Faktoren, Platonismus, Nominalismus und Johanneismus — wenn man mit dieser scholastischen Bildung ein scholastisches Bemühen bezeichnen darf — haben stets wiederum dazu angetrieben, das vermeintliche „An sich“ des Wortes zu ergrübeln, ihm je eine symbolische, materielle oder logische Wesenheit anzudichten. Die Affekt- ja ethische Charakteristik in der Interjektionsdeutung verleugnet selbst heute in ihrer materialistischen Attitüde nicht ihre alte Beziehung zum Platonismus. Ganz deutlich mit ihm verbunden trat sie noch im 17. Jahrhundert auf (vgl. des Verfassers Poetik der Renaiss. III. u. IV. Abschnitt). Ja selbst in W. v. Humboldt konnte sie von dieser Richtung her noch anklingen (vgl. Einleitg. XCIV), freilich so rein und zart, wie es bei diesem klaren und vorsichtigen Geiste nur möglich ist. Zum Nominalismus kann man aus verschiedenen Gründen die Onomatopoesie im objektiven Verstande rechnen, die dem Worte eine ihm wesentlich anhaftende metaphorische Bedeutung, eine bildliche Beziehung und damit untrennbare Zugehörigkeit zum Dinge sichern möchte. Dieser Art ist die ganze neuere Reflextheorie, soweit sie psychologisch ist und von der krassen Hypostasierung des interjektionellen „Sprachschreis“ Abstand nimmt. K. W. L. Heyse (System der Sprachwissensch., herausg. von H. Steinthal, Berl. 1856, § 37 ff.) hat bereits den Begriff der Lautmetapher

geprägt, der vielfach, auch bei Medizinern (s. Kussmauls bekanntes Buch über Sprachstörungen und Zs. f. Völkerpsych. 10, 284) Anklang fand. In den Bemühungen der Ethnologen (d'Orbigny, l'homme américain), wenigstens für gewisse Allgemeinvorstellungen durchgängige Lautvertretungen nachzuweisen, sowie in dem auch bei besonnenen Linguisten (K. v. Raumer) stets wieder auftretenden Hange zum Synkretismus der Sprachstämme zeigt sich die deutliche praktische Vertretung jener Theorie. Buschmanns sorgsamer allumfassender Gegenbeweis gegen die Versuche, die Identität des Vater- und Mutterrufs auch nur in fernsten Anklängen ethnologisch aufzuspüren (über den Naturlaut, Berliner Akademie v. 1852) hat wohl wenig gefruchtet, wie hier die Proteste der Einzelvertreter der gemisshandelten Sprachstämme. Alle jene vorgeblichen Beweise sind eben nichts als ebensoviel Belege für die Allgemeingültigkeit der artikulierenden Systematik, wie das schon Buschmann richtig vermutete und Benfey (Gesch. der Sprachwissensch. S. 790) dahin ausspricht, dass „viele Aehnlichkeiten in unverwandten Sprachen sich aus der Annahme erklären, dass sich für manche Begriffe bestimmte Lautreflexe durch natürliche Verhältnisse ergeben und daher in grösserem oder geringerem Umfang sich auch in genealogisch unverwandten Sprachen geltend machen können". Recht drastische Widerlegungen der Lautmetapher liefern die Kinder, negativ durch die verblüffend vielseitige und widerspruchsvolle Gestaltung ihrer Kose-, Spott- und Unsinnsbezeichnungen, positiv dadurch, wie sie in ihren Merksprüchen (s. solche schon a. d. mittelhochdeutschen in Wackernagels Lesebuch 830 f.) heterogene Bezeichnungen gleicher Vorstellungen zusammenreimen, zugleich ein naiver Beleg des Einheitsbestrebens gegenüber der Differenzierung im Ausdruck, zu der auch das Fremdwort gehört. — In der logischen Deutung des Wortes erreicht seine Ueberschätzung den Höhepunkt. Hier ist das Wort ja — nicht symbolisch, wie im Evangelium, sondern ganz eigentlich — vor den Dingen da, wie das Auge vor dem Licht. Freilich dürften wir uns auf Grund dieses hier so beliebten Gleichnisses — das in seiner neuesten Fassung (bei Max Müller, Das Denken im Lichte der Sprache, deutsche Ausgabe, Lpz. 88, S. 502) lautet: „Wir denken mit unsern Worten, wie wir mit unsern Augen sehen" — nicht wundern, wie so blind das Denken der allermeisten Menschen eben ist. Ja man könnte sich versucht fühlen, das diabolische Wort Talleyrands hiernach dahin abzuändern, die Sprache sei den Menschen gegeben, um ihnen die Gedanken entbehrlich zu machen. Aber hat

das nicht unser Dichter in jener berühmten Scene auch schon längst gesagt und vor ihm „die Weisesten aller Zeiten"? — Recht bezeichnend ist es übrigens, wie auch hier die Extreme sich berühren, der Panlogismus mit dem Materialismus sich über die reine Vernunft im allmächtigen „Worte" die Hand reichen, wie das, von neueren Beispielen zu schweigen, schon so drastisch in dem „Sprachorganismus" Beckers zu Tage trat, dem vornehmlich wohl Heyse sein grundgescheites Buch entgegenzustellen bewogen wurde. Auch für Schleicher war ja die Sprache „lautes Denken" (vgl. Zs. für Völkerpsych. 2, 225). Steinthal hat schon 1855 auseinanderzusetzen gesucht, was eigentlich „Grammatik, Logik und Psychologie in ihrem Verhältnis zu einander" sei und bezwecke, nämlich, dass man die Formen der ersten nicht frischweg auf die Kategorien der zweiten und die Funktionen der dritten übertragen dürfe, dass sie nur den Ausdruck, die Umschreibung, allerhöchstens die mehr oder minder annähernde Entsprechung jener, das Vehikel bezw. Reservoir für diese darstellen und was sich noch alles darüber sagen lässt. Ueber den geringen Erfolg dieser Bemühungen klagt er oft genug, und wie sehr er zur Klage Grund hat, kann eine ebenso lichtvolle als umfassende kritische Darstellung lehren, die Misteli im letzten Bande der Zs. für Völkerpsychologie (XX 133—199) von jenen Versuchen bis auf ihren momentanen Stand unter dem Titel „Sprachphilosophisches geliefert hat. — Wenn ich nun anstatt des negativen Weges in diesen Fragen einmal den — steilen und mühevollen — positiven einzuschlagen gewagt habe, so hoffe ich zwar ebensowenig sie aus der Welt zu schaffen. Denn dafür sind die Grundbedingungen auch des geistigen Getriebes zu stabil. Aber in einer Zeit radikal desorganisierender Tendenzen, in der sie gelegentlich zu starken Fermenten völliger geistiger Auflösung werden — kein Hemmnis für jene kleine Schar der „Gebildeten", die über Raum und Zeit eine unsichtbare, magische „Höllenzwangskette" vertreten, aber doch eine grosse und auch in Deutschland betrübend aussichtsreiche Gefahr für unsere Kultur — in einer solchen Zeit erwarte ich mir von dieser Seite aus die Zustimmung der allgemeinen Erkenntnis, der ja schon Goethe dringend anempfahl, sich nach der Kritik der reinen Vernunft nunmehr an das dringend gebotene Antidoton der Kritik des reinen Verstandes zu machen. Vornehmlich aber erhoffe ich mir den Dank der offiziellen Vertreterin des Wortes in der Wissenschaft, der Philologie, die nur auf diesem Wege vor kompromittierenden Eingriffen und gefährlichen Angriffen innerliche Rechtfertigung und

äusseren Schutz erlangen kann: der hier Bereicherungen ihres Inhalts und Umfangs in Aussicht stehen, die weit hinausführen über die mit der Zeit doch gar zu dürr werdende Weide einseitig auf sich selbst beschränkter wiederkäuerischer Editorenthätigkeit und obligater Konjekturenreisserei. Denn hier zeigt sich der Philologie das Mittel, jenes ungeheure Unterpfand des Menschentums, die Sprache, mit all ihren Hebeln und Ressorts für Weltgestaltung und Welterhaltung, nicht aus zweiter Hand, sondern unvermittelt, wirklich „voll und ganz" in ihre Gewalt zu bekommen. Von hier aus kann sie die erfahrungsgemäss sichere, nicht bloss hypothetisch luftige Brücke schlagen von der Sprache zu ihrer bewusst künstlerischen Form, der Poesie: deren reine Muster und Normen sie ferner aus eigenem Erbe ohne zweifelhafte „physiologische" und pour l'embarras „moderne" Anleihen zu erwerben haben wird, um sie dem Besitz der Menschheit fortzeugend zu erhalten; deren unerschöpfliche, ewig frische Urquellen sie weiterhin dort finden wird, wo Goethe und Humboldt, Wolf und Lachmann sie suchten, in ihren notwendigen Offenbarungen am Anfang der Zeiten: der Bibel, den Veden, Homer!

